L. germ.
31 ed/

L. germ. 31 ed Bomhard

Dreißig Themata zu Aufsätzen

für

die höheren Unterrichtsanstalten

von

Dr. Christian v. Bomhard,
kgl. bayr. Schulrath und Ritter des Verdienstordens der bayr. Krone 2c.

Nördlingen.
Druck und Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung.
1862.

129-A.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

1.

Horaz

ist ein Lieblingsdichter der gebildeten Welt. Die Jugend erfreut sich an seinen Oden, das reife Alter an seinen Episteln und Satiren, der Moralist an seiner Kenntniß der sittlichen Verhältnisse und seiner praktischen Lebensweisheit, der Welt- und Menschenkenner an seinem tiefen Blick in die Sitten und Charaktere. Mit Recht durfte er sich Unsterblichkeit seines Namens und Ruhmes versprechen: usque ego posteros crescam laude recens; die Zeit die so viel Schönes erbarmungslos vernichtet, ist respectvoll vor seinem Namen stehen geblieben. Fragen wir uns doch, was uns in seinen Poesien so freundlich anspricht und was so viele seiner Freunde in der Jugend so an ihn fesselt, daß sie auch noch in späten Jahren, wenn sie vielleicht alle klassische Lectüre längst schon bei Seite gelegt, doch noch ihren Horaz zu lesen fortfahren.

Wir antworten: es ist die interessante Persönlichkeit des Mannes, die in allen seinen Schriften so vielseitig zum Ausdrucke gekommen ist, daß er klar und aufgedeckt wie kaum ein anderer unserer Vorstellung gegeben ist. Es ist aber diese Persönlichkeit eine durch Studium und Lebenserfahrung, durch vertrauten Umgang mit den Besten seiner Zeitgenossen, besonders in den höheren Ständen, reich und vielseitig ausgebildete, die den Eindruck macht, daß man bei ihr in der feinsten und gewähltesten Gesellschaft verkehrt. Dazu ist ihm die gesammte Literatur bis auf seine Tage bekannt; er hat apis matinae more modoque alles ihm Zusagende und Verwandte sich daraus angeeignet.

Doch bei all seiner eleganten und fast möchte man sagen aristokratischen Bildung ist er Freund der Natur und der ländlichen Einfalt. Bei seinen Sabinerbauern ist ihm am wohlsten, er liebt das eingezogene Stillleben, von dem er sich nur ungern zeitweise trennt, und ist genügsam und zufrieden mit mäßigem Besitze bei einfacher Kost.

Er ist ein heiterer Gefährte voll Scherz und witziger Einfälle, ein vortrefflicher Unterhalter und Erzähler, ein theilnehmender Freund. Und doch liegt seinem Wesen ein tiefer Ernst zu Grunde, der bei Gelegenheit in seinen Reflexionen über das Menschenleben in seiner Gesammtheit und besonders über den damaligen Zeitgeist und die sittlichen und bürgerlichen Zustände seiner Nation hervorbricht. Ein Zug der Trauer und Wehmuth geht durch seine Lyrik, als wollte er sagen: herb ist des Lebens innerster Kern.

Er liebt sein Vaterland. Das Bild der großen Tage Roms steht lebendig vor seiner Seele und gern möchte er sie wieder zurückrufen, begreift aber sehr wohl, daß die Verfassung, die zu ihren Zeiten solche Männer und Thaten hervorrief, jetzt unhaltbar geworden und daß ein weiser und milder Alleinherrscher das Beste ist, was man dem Staate wünschen könne.

Das Glück des Familienlebens, das seiner Sinnesart gewiß zugesagt haben würde, ist ihm versagt; dafür findet er Ersatz in der Freundschaft, die ihm von den Trefflichsten entgegengebracht wird. Man möchte sagen, daß er für dies ein Herz gehabt, wie in neuern Zeiten ein Gleim und Klopstock.

Er ist ein trefflicher Moralist voll gesunder Lebensklugheit, die er bald indirect als Ironie und Satire gegen die Untugenden und Thorheiten seiner Zeit, bald aber auch in körnigen Gnomen bei jeder Veranlassung ausspricht. Die Jugend behält diese bei ihrer Schullectüre und später bei manchen wichtigen Vorkommnissen tauchen sie nicht ohne heilsame Wirkung im Gedächtnisse wieder auf.

> No deeper Moralist rehearse our little life,
> nor livelier Satirist the conscience pierce,
> awakening without wounding the touched heart.

Sollen wir es wagen auch über sein poetisches Talent ein

Urtheil auszusprechen, so glauben wir, in ihm mehr Kunst als Natur, mehr Reflexion als Phantasie zu erkennen. Er ist ein denkender Dichter, der sein Talent nicht geschenkt erhalten, sondern durch tiefes Studium der Kunst sich errungen hat. Wenige haben so gut gewußt, daß die durchgebildete Form, die sorgfältige Feile des sprachlichen Ausdrucks dem poetischen Gedanken seinen Glanz, seine Dauer bei der Nachwelt sichert. Daher ist limae labor et mora, multa dies et multa litura bei ihm so sichtbar, daß man seine Dichtung einer rein gegossenen und sauber ciselirten Statue vergleichen möchte. Dazu steht ihm ein Reichthum von Material zu Gebote, der durch Mannigfaltigkeit und Abwechslung den Leser fortwährend in Spannung erhält.

Somit sind es viele und seltene Vorzüge, die zu seiner Zeit und so viele Jahrhunderte hindurch Horazens Dichtungen den Beifall und die Liebe der Gebildeten gesichert haben. Denn immer bleibt sich, wie sehr auch alles sich ändern mag, die Menschennatur gleich, und was vor Jahrhunderten die Gedanken beschäftigt, das Herz gerührt und den Schönheitssinn angezogen hat, übt diese Wirkung noch heutzutage.

Aber wie — ist denn nicht doch bei Horaz auch einiges, was ein moderner Leser ungern vermissen oder wohl auch geradezu mißbilligen mag? Und was wäre dies?

Wir vermissen eine ideale Anschauung des Lebens, seiner Bedeutung und Bestimmung und somit überhaupt der menschlichen Dinge und Verhältnisse. Wohl ist diese die Frucht der neuen Weltperiode und niemand wird Horazen einen schillerischen Ideenschwung zumuthen; doch aber war dem vielbelesenen Manne die Platonische Philosophie bekannt, aus der größere Ansichten zu gewinnen waren. Aber er ist ein entschiedener Realist und lehnt alles ab, was seine Zirkel hätte verwirren können.

Ferner vermissen wir — ich möchte sagen schmerzlich — die edle Scham und Keuschheit, die wir an den bessern Dichtern der neuern Zeit gewohnt sind. Er hat einige schmutzige Poesien, die freilich bei seinem Publikum keinen Anstoß erregt haben, die wir aber aus der Sammlung fortwünschen. Ueberhaupt hat er die Liebenswürdigkeit weiblicher Sittlichkeit und Bildung, die Würde der Frauen gar nicht gekannt. War seine Zeit so tief gesunken, daß seine Zärtlichkeit sich nur an leichtfertige

Libertinen heften konnte? Wie hätten seine Lieder gewonnen, wenn er Frauen gekannt hätte, wie sie in unserer Zeit gottlob keine Seltenheit mehr sind!

Daß er ein parcus deorum cultor et infrequens die Herrlichkeit des göttlichen Geistes nicht gekannt hat, kann uns freilich nicht auffallen. Die griechisch-römischen Volksgötter konnten nicht Objecte seiner Liebe und Verehrung werden; aber unsere Denkweise desiderirt gleichwohl die fromme Pietät, die wir mit Freuden an einem Pindar wahrnehmen.

Das sind freilich Mängel, die weniger unserm Horaz, als seiner Zeit zur Schuld fallen.

2.

Erfahrung

ist das durch Erlebnisse Gelernte. Je mehr man also erlebt hat, desto reicher wird sie, und doch ist sie nicht eine bloße Zugabe der höheren Lebensjahre. Man könnte sehr alt geworden sein und gleichwohl nur wenig erfahren haben. Denken wir uns z. B. einen Hirten, der auf seinem abgelegenen Dörfchen bis in die siebenziger Jahre seine Herde gehütet: was kann dieser viel erfahren haben? — Mannigfaltigkeit und Wechsel der Dinge und der Erscheinungen, der Lagen und Verhältnisse bereichern die Erfahrung. Die kann freilich in einem längeren Leben größer sein, doch auch selbst dieses thut noch lange nicht alles, wenn nicht immer dabei viel beobachtet, mit Aehnlichem und Verschiedenem verglichen und so Allgemeines abstrahirt worden ist, das als Regel und Vorschrift gelten mag. So ist sie denn das Resultat zweier Faktoren: des Erlebten und der Denkthätigkeit.

Gewöhnlich ist sie allerdings ein (freilich natürliches) Deficit der Jugend und ein Vorrecht und Vorzug des Alters. Denn was ist ihre Frucht? Sie macht behutsam und vorsichtig, aufmerksam auf viele Veranlassungen und Fälle, wo Irrthum und Mißgriff möglich ist, stellt Warnungstafeln

auf, zeigt aber auch, wie man sich in allerlei Verhältnissen und Zuständen, besonders in Unsicherheit und Verlegenheit zu helfen habe. Sie kann also sich und Andere berathen und sagen: so mußt du es machen und so nicht, — dagegen macht die Jugend Experimente, wagt vieles auf gut Glück und stößt also häufig an. Temeritas est florentis aetatis, prudentia senescentis.

Doch wie? ist denn die Jugend so ganz unerfahren? Hat sie nicht in ihrem kurzen Leben die wichtigsten Erfahrungen auch schon gemacht? Kennt sie doch den Zusammenhang von Ursache und Wirkung und die Folgen moralischer Handlungen, und wäre das nicht bedeutend genug? So ist es; aber dies Wissen zur festen Ueberzeugung, zum sichern Eigenthum zu erheben, ist eben das Werk der Erfahrung. Ohne diese schwankt und wankt die Erkenntniß, und überhaupt erhält das Allgemeine Inhalt, Fülle und Bewährung erst durch das aus ihr sich heraushebende Besondere der einzelnen Fälle, der speciellen Beziehungen.

Die Erfahrung ist eine gute Führerin durchs Leben, aber allerdings nicht die einzige und nicht die sicherste. Sie sollte also auf der Reise vorausgehen, aber das thut sie nicht; sie ist ein trop-tard, ein Epimetheus, und die Rede: das hätte ich nicht gedacht! ist eine trostlose und erbärmliche. — Diese Klage mag seltsam klingen, aber absurd ist sie nicht. Sie führt zur Frage, ob Erfahrung nicht könne antizipirt oder ersetzt werden. Wäre das nicht durch Belehrung und Unterricht möglich? Dieser gibt ja Exempel, Nutzanwendung und Regel zusammen. An Andern wird da gelernt ohne eigenes oft höchst mißliches Versuchen. — Es scheint nicht nur, sondern ist wirklich in den wichtigsten Fällen möglich, und wohl dem, der durch Mittheilung der Experten, durch Buch und Schrift sich die schlimmsten Erfahrungen erspart. Auch fehlt diese Schule keinem, der eine gute Erziehung genossen hat. Aber es gibt doch tausend Fälle im praktischen Leben, wo Lehre und Unterricht nicht ausreichen. Dazu ist der Mensch man möchte sagen wie ein Schulknabe, der seine Regel erst dann recht weiß, wenn er sie oft genug verfehlt hat. Ja sich selbst lernt man erst durch viele Proben kennen. Aber auch beim Unterricht durch Exempel benimmt man sich oft sehr ungeschickt. Da hört man z. B. einen dummen

Streich erzählen, der schlimme Folgen gehabt. Ei, heißt es, der war aber tappig! das sollte mir nicht passiren. Und gleichwohl —?

Am Ende ließe sich fragen, ob nicht die Erfahrung neben so vielen heilsamen Folgen auch schlimme haben könne. Welche? Nun was Horaz vom Greisenalter sagt, das res omnes timide gelideque ministrare, das Zögern und Aufschieben. Kein Wunder, wenn man ohne Erfahrung oft angestoßen, doch ist es gewöhnlich besser als das temere et fervide agere — ferner sagt man, Erfahrung erkälte das Gefühl, mache krittlich und verdrießlich, vergälle die Lust am Leben. Daher der tiefe Ernst des höheren Alters.

Wie, wird nicht das gesammte Menschengeschlecht im langen Laufe der Zeiten immer reicher an Erfahrungen, und wozu könnte das führen? Dazu jedenfalls, daß es immer klüger wird. Aber auch weiser? Das steht dahin.

3.

Sterben und Werden.

„Doch so lang du dies nicht hast, jenes Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast auf der schönen Erde."

Göthe hat viele Gnomen geschrieben, die, oft sehr änigmatisch gegeben, einen Schatz von gründlichen Beobachtungen und weisen Lehren über Leben, Wissenschaft und Kunst enthalten. Wir heben hier eine heraus um darüber zu reflectiren. Obiges Wort ist ein Zuruf, der durch die gesammte Schöpfung erklingt; die Natur vernimmt und befolgt ihn:

Frigora mitescunt Zephyris, ver proterit aestas etc. besonders aber gilt er dem Menschen, dessen Seele als Gestaltungskraft oder Trieb, der sich bis zur selbstbewußten Zweckthätigkeit steigert, begriffen werden kann und als solche ein unaufhörliches Werden ist, — denn auch das Sterben ist ein Modus des Werdens; man kann es ein Entwerden nennen. Es ist aber dies Werden theils ein bewußtes, theils ein unbewußtes,

und in anderer Beziehung eines zum Besseren oder zum Schlechteren. Dieser Prozeß ist sichtbar in seiner körperlichen und erkennbar in seiner seelischen Entwicklung von den frühesten Lebensanfängen bis zu den spätesten Jahren und zum Lebensschlusse. Wir werden durch die Kraft der in uns thätigen Natur ohne unser Zuthun, sollen aber zugleich auch Etwas werden durch freie Selbstbestimmung.

Weiter heißt es im Texte: „so du dies nicht hast." Was heißt hier haben? — das was in uns vorgeht, ohne daß wir es gewahren und erkennen, kann kein Haben sein; denn was man hat und besitzt, muß man auch beliebig gebrauchen können. Also heißt haben: in sich anerkennen und begreifen, in lebendigem Gang erhalten, und diesen bestimmen durch Vernunftthätigkeit. — Was soll in uns sterben? Alles was unserm Wesen, unserer Aufgabe und Bestimmung feindlich entgegenwirkt, also Unwissenheit und Thorheit, Untugend und Sünde. Und was werden? ein Neues damit Zusammenstimmendes. Das aber wird nicht von sich selbst. Wohl arbeitet alles daran, Erziehung, Lehre und Exempel, das Schicksal mit Freude und Leid, Glück und Unglück, die Erfahrung; aber nicht alle lernen, die in die Schule geschickt werden. Unterlassen und versäumen wir das, so kommt es freilich auch zu einem Werden, aber zu dem rückgängigen das ein Entwerden, ein Sterben ist, und wir werden die

trüben Gäste

an der Tafel des Lebens, wie sie treffend Göthe nennt. Und solcher sitzen in der That nicht wenige daran. Welche sind solche? Wir können sie nicht alle aufführen, doch genügt es, namhaft zu machen:

Die Unzulänglichen, die das Bewußtsein in sich tragen, ihrem Amt und Berufe, ihrem Geschäfte und Werk nicht zu genügen, sei es, daß sie in der Wahl fehlgegriffen oder, was bei weitem am öftesten vorkommt, daß sie sich nicht fleißig darauf vorbereitet haben. Diese fühlen sich beständig gedrückt und können nie froh und heiter werden;

Die Liebelosen, die engherzigen, kalten Egoisten, die in sich zurückgezogen dennoch in sich nichts finden, was sie erfreuen

und die dem was sie von außen her erwärmen könnte, den Zugang verschließen.

Die Ideenlosen. — Wie kommen die in diesen Census? Kann man nicht auch ohne Ideen rechtschaffen und glücklich leben? Reichen dazu nicht gesunde Begriffe und Tugenden hin? — Aber die Ideen sind es, die mit einer höheren Welt in Verbindung setzen, aus der Licht und Wärme auf das Leben fließt, in dem es oft so kalt und finster zugeht. Und wie wäre selbst tiefere Religiosität ohne Ideen möglich?

Auf dieses Stirb und Werde macht Christus aufmerksam besonders in dem tiefen und inhaltschweren Gespräch mit Nikodemus. Er bezeichnet aber das Werden nicht als Formenwechsel, sondern im höchsten Sinne als ein γεννηθῆναι ἄνωθεν, als neue geistige Geburt.

Kommt nicht am letzten Lebensschlusse, wenn die Gestalt d eser Welt vorübergeht, das Stirb und Werde an Alle? — Wir glauben es. Aber auch ein Werden von einer Klarheit zur andern?

4.

Antikälius.

Das Liebesverhältniß der Freundschaft gilt allgemein als ein so erfreuliches für das Gemüth und ein so wohlthätiges für das Leben, daß kein Zweifel und Widerspruch dagegen sich erheben darf. Nur ein ausgemachter Egoist und Misanthrop wird solchen hegen und doch nicht leicht laut werden lassen. Wenn wir also gegen die mit Recht anerkannte und vielgepriesene einige Bedenklichkeiten äußern, so ist das nicht unser Ernst: wir wollen nur eine Apologie hervorrufen, die ihren Werth ins volle Licht stellen und unsere Ueberzeugung davon tiefer begründen soll. Es möchte also ein neuer Timon etwa so sprechen:

1. Die Freundschaft ist doch eigentlich nichts anderes als ein Bekenntniß persönlicher Unzulänglichkeit und Schwäche. Weil man sich selbst nicht genug ist, darum lehnt man sich an einen

Andern an, der uns stützen und ergänzen soll. Starke Seelen befreunden sich mit sich selbst und finden in sich was sie vergebens bei einem zweiten suchen würden.

2. Die Freundschaft zwischen zweien oder einigen hat einen exclusiven Charakter und ist Hemmniß der echten Menschenliebe, die sich auf das gesammte Menschengeschlecht ausdehnen soll. Das Christenthum dringt nicht auf φιλία, sondern auf ἀγάπη.

3. Wenn aber doch ein Unterschied gemacht werden muß, weil die Liebe nicht Expensionskraft genug hat, um die ganze Menschheit zu umfassen, hast du denn keinen Bruder, keine Schwester, die nach dem Rechte der Natur zunächst auf deine Zuneigung, dein näheres Anschließen Anspruch machen? Was bedarfst du eines Fremden?

4. In welchen Lebenskreisen hat die Freundschaft ihre eigentliche Stätte? Unter der Jugend, besonders an Schulen. Hier knüpfen sich die Verbindungen, deren Reiz den leichten genußsüchtigen Sinn erheitert, bald aber wenn der Ernst des männlichen Lebens eintritt, sich wie Morgennebel verflüchtigt. Gesetzte Männer finden den schönsten Genuß im Schooße ihrer Familie, und gefällt ihnen ein Anderer, so verkehren sie gern mit ihm in öffentlichen Gesellschaften und erweisen ihm Achtung und Freundlichkeit; dabei bleibt es aber auch.

5. Wir lesen von den Freundschaften, die im vorigen Jahrhunderte unter schönen Seelen gestiftet, ihren Ausdruck in vielen Briefen und Gedichten gefunden haben, die von Zärtlichkeit überfließen. Wer kennt nicht Klopstock und Gleim? — Es war dies eben die Periode der sentimentalen Empfindungsschwäche, die bald durch das Eintreten ernsterer Interessen in die Welt des Denkens und Handelns einer männlich würdigen Sinnesart Platz gemacht hat.

6. Aber eine edle Freundschaft unter braven jungen Leuten hat doch gewiß einen unbestreitbaren Werth und schafft wichtige Vortheile? — Je nun, jede Jugendfreundschaft ohne Ausnahme hält sich für eine solche, und jeder geht von der Ueberzeugung aus, daß sein Freund ein vortreffliches Wesen und daß Er es sei, der dessen Vorzüge entdeckt und anerkannt habe. — Die aus dieser Verbindung hervorgehenden Vortheile aber sollen in gegenseitiger Veredlung durch gutes Beispiel, in Warnung, wo

solche nöthig ist, in heilsamem Rath, wohl auch in thätiger Hilfe bestehen. — Recht schön, aber den sehr seltenen Exempeln solcher Wirkung stehen sehr viele andere entgegen, wo die Menschen durch ihre Freunde schlechter geworden sind. — „Nun freilich, das waren eben keine edlen Freundschaften!“ — Wohl, aber glaubst du denn wirklich, der Freund werde je den Moralisten an dir machen? Das läßt er wohl bleiben, weil er entweder deine Fehler nicht als solche erkennt, oder sein Verhältniß zu dir nicht auf eine gefährliche Probe stellen will. Wahrheit über dich magst du von deinen Feinden oder sonst von einem dritten erwarten, vom Freunde hörst du sie gewiß nicht.

7. „So ist dir doch der Freund in manchen Fällen Hilfe und Stütze!“ — In welchen? — Nun z. B. in Geldverlegenheiten, die bei Jünglingen so häufig vorkommen. — Meinst du? Aber der Freund hat gewöhnlich selbst kein Geld, oder er borgt nicht gern, und am Ende trägt man wohl auch Bedenken, aus einem Freunde einen Gläubiger zu machen und entlehnt lieber beim Wucherer. „Aber guter Rath in zweifelhaften Fällen, wer gibt ihn besser als ein treuer, verständiger Freund?“ — Verstand, Einsicht und Ueberlegung — suchst du diese bei unerfahrenen Jugendgenossen? Ein gescheidter junger Mann muß sich selbst am besten zu berathen wissen, weil er sich und seine Lage besser kennt als jeder andere. Dazu thut auch der Wohlberathene am Ende doch immer nur was seiner eigenen Neigung zusagt.

8. „So ist doch immer das Bewußtsein, von einem Andern geliebt zu werden, der süßeste und sicherste Lohn. In „einer Welt voll Unbekannter und Gleichgiltiger Eine Seele sein „nennen zu dürfen, an seiner Seite das Glück des Lebens „doppelt zu empfinden, das Mißgeschick leichter zu ertragen, und „so in lieber Begleitung die Reise durchs Leben bis zum Ziele „fortzusetzen — welche Wonne!“ — Das lautet freilich sehr zärtlich und sentimental. Aber die Jugendfreunde trennen sich bald nach Ost und West, dann hat jeder seine Interessen und Sorgen für sich, das schwache Echo im Gefühle eines Andern, der dir doch nicht helfen kann, wenn es je zu dir gelangt, was will das nun bedeuten?

So ungefähr ließe sich ein Antilälius gegen Ciceros wohlbekanntes Buch schreiben, der freilich wenig Anklang finden und

entschiedenen Widerspruch hervorrufen wird, zu welchem wir unsere Freunde hiemit höflich einladen.

5.

Der Zufall.

Seneca spricht von einer Herrschaft des Zufalls (regnum Fortunae), dem er nichts als schlimmes nachredet, lauter Ungerechtigkeit, Tücke, Treulosigkeit, Zerstörungslust und Bosheit. Er nennt Fortunen einen harten, unbeständigen, unbeugsamen Tyrannen, und gibt den seiner Gewalt Unterworfenen viele Verhaltungsregeln, wie sie sich ihren Zustand bald durch kluge Nachgiebigkeit, bald auch durch kühnen Trotz erträglich zu machen haben. Es liegt allerdings in dem Begriffe und Wort Fortunens die Vorstellung von einer launenhaften, nach Gunst und Ungunst eingreifenden Macht. Wir nennen sie Zufall, d. h. etwas, das außerhalb unserer Zwecke und Wünsche, wir wissen nicht woher, über uns kommt (accidit). Doch das wäre Verbal- nicht Realdefinition. Wie geben wir letztere? Das ist nicht so leicht als es scheint; indessen sagen wir bis auf Besseres: Zufall ist, was nicht einem Gesetz kann zugeschrieben werden. Freilich mag man uns einwenden, daß doch jedes Ereigniß ohne Ausnahme Resultat eines Gesetzes, einer wirkenden Ursache sei, und daß mithin vor einem Zufall nicht in Wahrheit, sondern nur da die Rede sein könne, wo uns die Kenntniß aller zusammenwirkenden Ursachen fehlt, weil wir sie gar nicht haben, oder zu träge und ungeschickt sind, sie aufzufinden. Und doch werden wir kaum eine andere Erklärung geben können, wenn wir nicht etwa sagen wollen, Zufall sei nicht das Gesetz-, sondern das Zwecklose, ein Nebenprodukt des großen teleologischen Prozesses. Aber das ist dunkel und dazu können wir uns nicht vorstellen, wie in einer von göttlicher Weisheit und Macht geleiteten Welt etwas außer oder gegen den Zweck des Regierenden sich ereigne.

Fragen wir: in welchem Verhältnisse steht der Zufall zu

dem Beabsichtigten, zu menschlichen Plänen und Entwürfen, so werden wir antworten: oft stört und vereitelt er sie. Das weist die Geschichte an vielen und großen Exempeln nach, wo der zufällig erfolgte Tod einer Hauptperson, oder ein anderer von ungefähr eingetretener Umstand große Unternehmungen zu nichte gemacht hat. — Aber wie? hat er nicht auch manche andere gefördert, besonders im Gebiete der Erfindungen und Entdeckungen? Wie viel verdanken diese dem Zufall!

Weiter fragen wir: wie verhält er sich zur gewöhnlichen Lebensordnung, zum regelmäßigen Verlauf der Dinge? Hier ist er ein Störenfried, der das Herkömmliche, Altgewohnte aus dem Geleise bringt, einen lang fortgesponnenen Faden abreißt und einen andern anknüpft, Verwicklungen und Knoten macht, frische lebendige Bewegung auf die Bahn bringt und gegen Schlendrian und Philisterthum Krieg führt.

Wie aber zu Gesetz und Nothwendigkeit? Er scheint als ein Erler aller Regel zu spotten, steht aber doch mit einem höheren, oft später erst erkannten Gesetze in so engem Bunde, daß man ihn für dessen Executor ansehen kann. Denn wenn alle Vorbedingungen und Voranstalten fertig sind, so ist er es, der die Reihe der wirkenden Ursachen wie in ihre Spitze zusammenfaßt und in Action und Erscheinung hinausdrängt. So kann es z. B. als Zufall angesehen werden, daß Tetzel gerade nach Jüterbock kam; er konnte wohl auch anders wohin ziehen; Zufall, daß eben ein Luther dort lehrte, aber dies Zusammentreffen warf den zündenden Funken in einen schon lang zugerichteten Zündstoff. So ist der Tod eine Naturnothwendigkeit, der Modus seines Eintretens aber gewöhnlich durch irgend einen Zufall veranlaßt.

Wie gegen die Tugend? Diese hält sich an Ordnung und Gesetz, und steht eben deswegen mit der Unregelmäßigkeit des Zufalls in keinem freundlichen Vernehmen; er ist sehr oft ihr Gegner und Widersacher. Das bestätigt die Lebensgeschichte vieler der Tugendhaftesten. Und gleichwohl muß zugestanden werden, daß er sie auch nicht selten sollizitirt, in Thätigkeit setzt und ihr zu ihren schönsten Siegen verhilft.

Wie aber haben wir uns gegen seine Ueberfälle zu verhalten?

Die Stoiker zogen sich zurück in das edle Bewußtsein der Menschenwürde und eines schuldlosen Bewußtseins, und setzten Fortunen kalte Gleichgiltigkeit und kühnen Trotz entgegen. Wir respectiren dieses Verhalten, denken aber im tiefen Gefühle unserer Mangelhaftigkeit und Unvollkommenheit demüthiger von der menschlichen Tugendhaftigkeit. Dagegen aber haben wir auch den Muth, den Begriff des Zufalls aus unserm Privatleben, ja aus dem Gesammtleben zu eliminiren, und dafür Begriff und Wort der Schickung zu setzen, d. h. Verfügung einer weisen und wohlthätigen Vorsehung, die uns durch Glück und Unglück einem hohen, höchst erfreulichen Ziele entgegenführt. Wenn wir aber gleichwohl von Zufall sprechen, so denken wir uns das Unerwartete und oft Räthselhafte in der göttlichen Fügung und Führung.

Wer aber ohne diesen religiösen Glauben im Zufall eine blinde, gesetzlose, das Menschliche durchkreuzende Macht anerkennen wollte, der müßte doch zugestehen, daß diese sich nicht über das ganze Sein und Leben ausdehnt, sondern daß es Regionen gibt, in die er nicht eindringen kann. In das Gebiet der Pflicht kann man ihm den Zutritt verschließen, das der Wissenschaft bleibt von ihm verschont. — Außerdem gibt es auch Vorsichtsregeln, die manche schlimme Zufälle verhüten. Z. B. gib ihr keine Handhabe durch Ungenügsamkeit und Trachten nach Reichthum. Hier besonders waltet er und „protuit pede injurioso“. Meide unnöthiges Wagniß, besonders das Spiel! Und hüte dich vor Ostentation und Uebermuth! Der ist wie eine Herausforderung und der hingeworfene Handschuh wird sicher aufgenommen.

Doch wie du auch denken und dich verhalten magst, jedenfalls siehst, hörst und erlebst du Vieles, was dir räthselhaft, feindlich, unerträglich vorkommt, und das du aus dem Leben wegwünschest. Wenn dich dann Unmuth über eine Welt erfaßt, wo solches geschehen darf, so hoffe und glaube, daß das regnum Fortunae, wenn du es doch so nennen willst, nur ein Reich von dieser Welt ist und zugleich mit ihr aufhören wird. Eine höhere Ordnung in der künftigen wird wahrscheinlich die Störungen beseitigen und Vereinfachung eintreten lassen in Beziehung auf die äußeren Wege der Wechselwirkung, die Vermittlung

der Werkzeuge, die Bedingungen bestimmter Lagen, und damit wird deine Sehnsucht nach reinen, harmonischen Lebensverhältnissen Befriedigung finden.

6.

Der Abschied.

Unser Leben ist ein Kommen und Gehen, eine Vereinigung und Trennung auf kürzere oder längere Zeit, mit oder ohne Hoffnung des Wiedersehens, und der Abschied von geliebten Personen gehört in vielen Fällen zu den schmerzlichsten Lebensereignissen, und bezeichnet oft einen Abschnitt in unserm Leben, z. B. der Abschied vom Vaterhause, von Orten, wo wir lange gelebt und gewirkt haben. Unsere Gedanken verweilen bei dem jetzt unterbrochenen, oder wohl für immer geendigtem Verhältnisse zu den Zurückbleibenden; wir fragen uns, ob dies jederzeit ein freundliches und friedliches, ob es uns vielleicht auch ein nützliches gewesen, ob wir uns dabei nichts vorzuwerfen haben, und legen das Ganze wieder in die große Vorrathskammer des Geistes, die Erinnerung, in die unser gesammtes Dasein zurückgeht.

Aber der Abschied von Andern ist immer zugleich auch ein Abschied von uns selbst, von dem Theil unserer Existenz der in die Zeit fällt, wo das Verhältniß bestanden hat. So waren wir, und das ist jetzt vorüber und unwiderruflich. Ist uns nichts daraus geblieben als der Nachklang flüchtiger Erinnerung, kein bedeutendes Wort, keine nachhaltige Ermunterung, kein schönes Beispiel?

Eine liebe Gewohnheit wird unterbrochen und schwer wird es, sie zu missen. Aber dieselbe stumpft auch ab selbst gegen das Reizende und Süße, das sie gehabt, und sogar die Liebe geht in sie über und verliert allmählig ihre belebende und spannende Kraft. Hier ist es die Trennung, der Abschied, was sie wieder auffrischt und kräftigt.

Wir wissen bei keinem Abschied, den wir von geliebten Men-

schen nehmen, ob er nicht der letzte ist. Das sollte man, freilich aber vor dem Lebewohl bedenken.

Doch nicht allein von Menschen, auch von Orten und Gegenden trennen wir uns oft nicht ohne Wehmuth: sie waren uns so befreundet, so lieb! Besonders das Land der Kindheit, der frühern Jugend. (Johanna in Schillers J. v. O.) Daran knüpft die Reflexion die Vorstellung von einem tiefen Zusammenhang unserer mit der Existenz Anderer, mit dem Leben der Natur. Daß sie Theile unseres eigenen Wesens sind, tritt uns beim Abschied in's Bewußtsein, eine Zusammengehörigkeit, die wir sonst so leicht übersehen.

Endlich mag uns jeder schmerzliche Abschied an den allerletzten gemahnen, den wir vom Leben selbst nehmen werden. Er ist wohl der bitterste und schwerste nicht blos für den, der aus einem freudevollen Dasein scheidet, sondern für jeden, der wenn auch nur Eine geliebte Seele darin zurückläßt. Doch wir wissen auch, was ihn erleichtern kann: der Rückblick auf ein wohlgeführtes Leben und die Vorschau auf eine glücklichere Existenz in der festen Hoffnung: veniet iterum qui nos in lucem reponat dies.

Wir glauben unsern Lesern ein Vergnügen zu machen, wenn wir ihnen als Zugabe zu diesem memento ein Gedicht mittheilen, das der geistreiche und edle, leider zu frühe aus dem Leben abgeschiedene Puchta einer Freundin in's Album geschrieben hat.

Abschied.

So wollen wir die Hand uns reichen — zum letztenmal!
Das Wort ist tief und ohne Gleichen: zum letztenmal.
An allem Schönen hängt die Seele, es hängt der Blick
An jedem Glück und will's erreichen — zum letztenmal.
Des Freundes Gruß, der Ton der Lieder, das Saitenspiel
Sie sollen unser Herz erweichen — zum letztenmal!
Der Frühling zeigt sich in der Ferne, wir sehen ihn
Einziehn zu seinen Blüthenreichen — zum letztenmal.
Es glänzt der Saal, die Lampen schimmern, es glänzt für uns
Im Aug' der Thräne Liebeszeichen zum letztenmal.
Gib mir die Hand, wie du so freundlich zuerst sie gabst,
Und laß sie nicht so schnell entweichen, zum letztenmal.
Ach jeder Abschied macht die Wange so trüb und blaß
Und mahnet uns an das Erbleichen zum letztenmal.

Doch Muth gefaßt, das Leben flieht, die Liebe bleibt,
Sie bebte vor des Schicksals Streichen zum letztenmal.
Zum letztenmale hat die Seele den Tod geträumet,
Sie hat geträumt von Grab und Leichen, zum letztenmal.
Am Himmel ist im fernen Osten der Tag erwacht,
Der Stern der Nacht soll nun erbleichen, zum letztenmal;
Und Tag und Abend, Nacht und Morgen, sie sollen sein
Beisammen, und die Zeit soll weichen, zum letztenmal.
Es soll das Erste und das Letzte uns nahe sein
Und nur der Schmerz soll uns beschleichen, zum letztenmal.
Und fröhlich blickt man Aug' in's Auge, und nimmermehr
Heißt's in des ew'gen Frühlings-Reigen: zum letztenmal.

7.

Der rechte Praktiker.

Da πρᾶξις Handlung und Verrichtung und πρακτικός den zu solcher Geeigneten bedeutet, so sind auch wir junge Studirende lange ehe wir in die geschäftliche Berufsthätigkeit eintreten, schon Praktiker in unsern Angelegenheiten, und die Frage, wie ein solcher beschaffen sein müsse, bezieht sich nicht erst auf unsere Zukunft. Wir finden die Antwort, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf diejenigen historischen Personen richten, die vorzugsweise als tüchtige und wohl auch große Praktiker anerkannt sind.

Wenn der imberbis juvenis nach Horazens richtiger Schilderung ein tardus utilium provisor ist, so ist im directen Gegensatze der praktische Mann ein strenuus et impiger utilium provisor, der nicht wie jener das dulce in der Gegenwart, sondern das frugiferum für die Zukunft sucht und als solcher

1) der, welcher Zeit und Gelegenheit, Umstände und Verhältnisse scharf ins Auge faßt und sich nichts entgehen läßt, was zweckdienlich scheint. Dasselbe Verfahren beobachtet auch der besonnene Jüngling in Beziehung auf die Gelegenheit zum Lernen. Ferner ist er

2) der, welcher das Seine thut und sich aller Vielgeschäftigkeit und unnützen Vielthuerei enthält, also

3) der immer bei der Sache ist, nichts vergißt und übersieht;

4) der alles zu Rathe hält, sammelt und spart, der im Kleinen das Große, in Einem das Viele sieht, der rechnen gelernt hat;

5) der Freund der Ordnung und Pünktlichkeit, weil er ihren wichtigen Einfluß auf alle Geschäftsführung kennt;

6) der bei jedem Unternehmen die Schwierigkeiten der Ausführung erwägt, ohne jedoch, wenn er die Sache als pflichtgemäß und vortheilhaft erkennt, sich durch diese entmuthigen zu lassen;

7) der aber auch die zweckdienlichen und rechtlichen Mittel zu ihrer Ausführung rechtzeitig zu finden versteht.

Wenn Horaz den altrömischen Hausvater (Epp. II. 1 als den tüchtigen Utilitarier schildert, so lassen wir diesen in seiner Art gewiß für einen praktischen Mann gelten, nur mißfällt uns sein engherziges, selbstsüchtiges studium lucri.

Unter den historischen Völkern nennen wir als große Praktiker vorzugsweise die Römer, Engländer und Holländer, von deren Thätigkeit und Erfolgen die Geschichte ein rühmliches Zeugniß gibt.

Der Praxis steht die Theorie nicht als unvereinbares Contrarium gegenüber, sondern als begleitende und leitende Helferin zur Seite, die jener die Grundlagen und Normen ihres Verfahrens und die wichtigsten Hilfsmittel an die Hand gibt und sie vor Ausschreitungen und Verirrungen schützt. Ihr wahrer Gegensatz ist die ungeschickte und taktlose Pfuscherei, die ohne Einsicht sich allerlei zu schaffen macht.

Noch eine Frage: das utile, der magnetische Pol aller Praxis, kommt nicht selten in Conflict mit dem honestum, wie das die Weltgeschichte in manchen großen, die Tagsgeschichte in tausend kleinen Fällen nachweist. Wie fällt hier gewöhnlich die Entscheidung aus, und welches von beiden behält Recht? — Die Weltgeschichte zeigt, daß die großen Praktiker von weit ausgedehnter und tief eingreifender Wirksamkeit das ihren Plänen Förderliche sehr oft ohne Rücksicht auf seine moralische Zulässigkeit angewendet nnd durchgesetzt haben. Eine Kette von Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, von List und Trug, Mißhandlung und Unterdrückung zieht sich ununterbrochen durch die ganze historische Vergangenheit. Der Zweck — und was für einer gewöhnlich! — sollte die Mittel rechtfertigen. — So soll und

darf es in unserm kleinen Privatleben nicht gehalten werden; immer und in allen Fällen soll das Honestum als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen. Der Jammer der Menschheit, die zu keinem Frieden, keinem Bestehen des Guten, zu keiner Ordnung und Stetigkeit gelangen kann, bestätigt das sittliche Gebot und verurtheilt ein Verfahren, das die Praxis nicht für, sondern immer gegen sich hat.

8.

Das Praeceptum Pythicum,

das berühmte γνῶθι σεαυτόν, was will es sagen? Erkenne deine Mängel und Fehler? — und nicht auch deine löblichen Eigenschaften? Fassen wir das zusammen und sagen: die allgemeine Menschennatur und was von dieser auf deinen Theil kommt. Das ist wohl ein schweres Studium? Vielleicht wenig schwerer als ein anderes, wenn wir nur nicht durch Trägheit und Eitelkeit es uns schwierig machten. Wenigstens gibt es manche gute Hilfsmittel dazu. Welche? Zuvörderst zur Kenntniß des allgemein Menschlichen Philosophie, besonders Anthropologie und Psychologie, die uns die innere Beschaffenheit des Menschen, Historie und Ethnographie, die uns lehren, wie sich sein Wesen in That und Handlung, in geographischen und klimatischen Verhältnissen ausgelegt hat. Von diesen Wissenschaften ist wenigstens die Historie der studirenden Jugend so weit bekannt, daß sie an dem großen Bilde der Griechen und Römer erkennen mag, was der Mensch durch Streben und Thatkraft zu Stande bringen und dagegen an einigen andern Nationen, wie tief er durch Laster sinken und ausarten kann. — Doch diese ganze wissenschaftliche Schule der Menschenkenntniß eröffnet sich erst dem gereifteren Alter, für die Jugend aber, die schon zu einigem Nachdenken über sich selbst erwacht ist, gibt es leichtere Hilfsmittel zur Erreichung dieses Zweckes. Nennen wir einige derselben.

1. Die Vergleichung mit Bekannten aus deinem Lebenskreise. Jedes Ding wird erst durch Zusammenstellung mit

Aehnlichem und Verschiedenem recht erkannt, also auch du selbst von dir selbst. Zu dieser bist du täglich veranlaßt und aufgefordert; vergleiche dich aber besonders mit den Vorgezogenen deiner Mitschüler, die bei den Lehrern die meiste Geltung haben; und lerne an ihnen was dir noch gebricht.

2. Beobachte deine tägliche Beschäftigung und frage dich wie du deine Zeit zubringst, ob in Arbeit und Studium, oder Nebendingen, die nichts zu deinen Fortschritten austragen. Dieser Probierstein ist der untrüglichste.

3. Frage dich in welchen Verhältnissen du zu deinen Familiengliedern und Schulkameraden stehst, ob letztere dich gern leiden, deinen Umgang suchen oder meiden; besonders welche Geltung du bei den Lehrern hast.

4. Beobachte dein Verhalten bei außergewöhnlichen Vorkommnissen z. B., wo es gilt, Muth und Geistesgegenwart, Versöhnlichkeit oder Uneigennützigkeit, Ruhe und Besonnenheit zu bethätigen.

6. Besonders bei gewissen Lebensabschnitten, z. E. am Geburts- oder Neujahrstage halte an und überhöre die Aufforderung der Zeit nicht, Revue über dich selbst zu halten. Bleibst du doch nicht immer derselbe, sondern wirst bald im Ganzen, bald nach einzelnen Seiten hin besser oder schlechter.

6. Wo es irgendwo und wie fehlt, da komme nicht gleich mit Beschönigung und wirf nicht die Schuld auf Andere, sondern bleibe fest bei dir selbst stehen. Sonst ist alle Wahrnehmung vergeblich.

Diesen Forderungen nachzukommen, sollte man glauben, sei nicht schwer, bis auf den fatalen Punkt mit den Selbstentschuldigungen, wo die Eigenliebe ihre gefährliche Sophistik übt.

In späteren Jahren, wenn manche dir vorher unbekannte Beschaffenheiten deines Wesens zum Vorschein kommen, wenn deine Pflichten und Geschäfte, deine Verbindungen und Beziehungen ausgebreiteter und mannigfaltiger geworden sind, wird es schwieriger, mit sich selbst ins Klare zu kommen. Ueberhaupt ist es nicht leicht, es auch nur dazu zu bringen, daß man sich selbst Gegenstand des Nachdenkens und der Prüfung wird. Dagegen hat der Mensch gewöhnlich eine gewisse Scheu, er ist im Allgemeinen ziemlich zufrieden mit sich und läßt es darauf ankommen,

ob er etwa durch irgend einen äußern Anstoß zur Beachtung des pythischen Spruches genöthigt wird.

9.

Verlust und Gewinn.

Was nennen wir so? — das Abhandenkommen irgend eines Besitzes, der uns mehr oder minder werth war, ist Verlust; das Zukommen eines solchen Gewinn. Unser Leben ist ein beständiger Wechsel von beiden, ja oft sind sie in Einem beisammen, so daß auf der einen Seite, in einer Rücksicht Verlust ist was auf der andern Gewinn.

Der Verlust ist bald etwas außer, bald etwas an und in uns; bald ein irrelevanter bald ein bedeutender, und theils ein verschuldeter theils ein unverschuldeter. Zu letzterem gehört alles, was uns durch Natur und Zeit, durch Schicksal und was wir Zufall nennen, durch Lebensverhältnisse genommen worden.

Durch Natur und Zeit, die uns vorwärts drängen und vieles zurückzulassen nöthigen, das wir als Verlust betrachten können. Also die Lebensjugend sammt allem Erfreulichen, das sie mit sich gebracht: Kraft und Gesundheit, heitern Sinn, Genußlust und Genußfähigkeit, Sorglosigkeit und frohe Hoffnung. — Durch das Schicksal mit seinen Wechselfällen, das Macht hat über uns und alles Unserige, das nicht an der sichersten Stätte geborgen ist; durch die Verhältnisse, die wenn auch nicht unerfreulich, doch vieles entziehen, was lieb gewesen.

Doch hält man auch wohl mit Unrecht manches für Verlust, was für die vernünftige Betrachtung keiner ist. So z. B. über den der Jugend spricht Meister Eckart also: „Wisset, das Kind im Mutterleibe ist alt genug zum Sterben; ich aber will trauern, bin ich nicht morgen jünger als heut. In der Vernünftigkeit ist man allzumal jung."

Verschuldet wird der Verlust durch Thorheit und Sünde; und dieser trifft sehr oft gerade die werthvollsten Besitzthümer: Unschuld des Herzens, Friede des Gewissens, Ehre und guten Namen, besonders auch den der Zeit.

Das Verlorene wird vermißt und oft sehr schmerzlich, wenn es ein werthvolles und liebes war. Doch bisweilen weiß oder merkt man es nicht, wenn man nicht etwa später daran erinnert wird. — Aber findet man nicht manches Verlorene wieder? — Ja, Kleinigkeiten, z. B. einen Stock, eine Dose, sonst aber nicht leicht etwas besseres.

Tritt nicht oft Ersatz ein und Vergütung? — für das Unverschuldete allerdings. Die Zeit nimmt und gibt, zwar nicht dasselbe wieder, aber anderes oft sehr Angenehmes. Wer möchte sonst auch leben? für den Frühling bringt sie den Herbst, für die Jugend vielleicht ein frisches Alter, für den Verlust geliebter Menschen andere an die das Herz sich hängt, kurz sie ist reich an Ersatz. Ja dieser ist oft mehr werth als das Eingebüßte besonders wenn man ihn sich selbst erworben und verdient hat. Z. E. anstatt des frohen Leichtsinns der Jugend die Weisheit und Charakterstärke des Alters. Aber vieles ist auch unersetzlich, und manchen Ersatz nehmen wir zwar dankbar an, ohne jedoch den Verlust zu verschmerzen.

Wie compensirt sich beides, das plus und minus? halten sie sich die Wage? — Wer kann die Frage mit Ja oder Nein beantworten? Alles kommt auf das Subjekt an, das gewonnen und verloren hat. Doch ein edler und strebsamer Mensch wird, wenn er die Bilanz zieht, gewiß ein überwiegendes plus finden.

Ist aber nicht unser Lebensausgang mit dem Verluste aller Güter und Freuden verbunden? — So denkt kein Christ. Der hält sich an das Wort des Apostels: Sterben ist mein Gewinn. Doch diesem geht ein anderes voran, das die Bedingung enthält, unter der der Tod Gewinn ist.

10.

Liebenswürdigkeit.

Nur der Mensch kann liebenswürdig sein, kein anderes Ding, weil die Liebe viel zu edel ist, als daß irgend ein anderes Geschöpf oder Besitzthum (z. B. das Geld) seiner Liebe

werth sein könnte, obgleich sie an solches gar oft verschwendet wird. Da es aber nicht jeder Mensch ist, so fragt sich, welche seiner Eigenschaften ihn liebenswürdig mache.

Ist es körperliche Schönheit und Jugendblüthe? — Sie gefällt und reizt, aber man kann schön und doch nicht liebenswürdig sein, und unschön aber gleichwohl liebenswürdig. (Sokrates.) Es wird also wohl eine Beschaffenheit des Geistes und Gemüthes sein, die diese Wirkung hervorbringt. — Ist es die Tugend? Allerdings wird wahre Liebe immer auf Achtung des sittlichen Werthes gegründet sein, aber gibt es nicht auch eine unliebenswürdige Tugend? Die beiden Catone waren nach römischen Begriffen sehr tugendhafte Männer, ja der jüngere hat sogar als Ideal der Tugend gegolten: können wir sie uns aber auch als liebenswürdig denken? Es muß also wohl ein Modus der Tugend sein, eine der Formen unter denen sie in die Erscheinung tritt. Sonst wäre sie zwar jedenfalls achtungs- aber nicht liebenswerth.

Vielleicht erkennen wir diese am leichtesten an einem gutgearteten Kinde. Was ist es, das alle Herzen für ein solches gewinnt? Seine Natürlichkeit und Naivität, d. i. Aufrichtigkeit und Offenheit (im Gegensatze mit der zur andern Natur gewordenen Verstellungskunst), seine Zutraulichkeit und anschmiegende Herzlichkeit, seine Heiterkeit, selbst die Zwecklosigkeit seines Spieles.

Aber wird sich diese Gesammtheit liebenswürdiger Eigenschaften lang erhalten? Erziehung und Schule arbeiten unaufhörlich an Weckung und Kräftigung des Selbstbewußtseins, und damit fällt auch eine dieser Blüthen, die sich im halbbewußtlosen Zustande von selbst erschlossen haben, nach der andern ab. — Doch nicht alle und jede. Manche bleibt durch natürliche Nachhaltigkeit und glückliche Führung bis in die reiferen Jahre, und für andere ist reicher Ersatz möglich durch die Bildnng, die sich der Strebsame selbst errungen. Aechte Bildung aber führt zur Humanität, die liebenswürdig macht. Denn sie äußert sich

1) in warmer Theilnahme an den Interessen der Näherstehenden, also

an ihren Begegnissen, auch den minder bedeutenden, in Mitfreude und Mitleid,

an ihren wissenschaftlichen oder praktischen Interessen,
an ihren Freuden und Unterhaltungen (Horaz Epist. 1. 18.)

Selbstverständlich ist diese Theilnahme kein neugieriges und vorwitziges Eindrängen in fremde Angelegenheiten, sondern ein durch nähere Verhältnisse berechtigtes. Sie kann aber in gewisser Art auch gegen Unbekannte geübt werden.

2) In Anerkennung ihres Werthes, die sich in einem achtungsvollen Benehmen und bei Gelegenheit wohl auch in beifälligen Aeußerungen über ihr Verhalten, ihre Leistungen ꝛc. ausspricht.

Ueberhaupt ein Herz voll Liebe zu den Menschen und allem in ihnen sichtbar werdenden Schönen und Edlen gewinnt Zuneigung.

Gibt es nicht auch liebenswürdige Untugenden? Gefällt nicht oft der Leichtsinn durch heitere Unterhaltungsgabe und Freundlichkeit? Das mag sein, aber liebenswürdig ist er nicht.

Fragen wir doch auch was unliebenswürdig ist und macht? Ach gar manches, das hier nicht einzeln aufgeführt werden kann. Im Allgemeinen versteht sich, daß, wenn humane Tugend liebenswerth macht, ihr Gegentheil auch das Entgegengesetzte bewirkt. Doch nennen wir noch besonders

im geselligen Umgang alles Eckige und Ungeziemende, was gegen feine Sitte verstößt;

in Sinnesart und Charakter ist es der Egoismus, was abstößt. Warum? weil man dem Selbstgefälligen keine herzliche Anerkennung fremden Werthes, keine Theilnahme zutraut.

Aber ist nicht Liebenswürdigkeit eine weibliche Tugend, und für den Mann genügend, daß er achtungswerth erscheine? Gewiß, aber beide Eigenschaften können ja schön vereint beisammen sein und jene ist es, die der Achtungswürdigkeit ihr Relief gibt und dazu die wirksamste Empfehlung. Sie ist Zierde jedes Alters, besonders der Jugend, von der man sie sogar erwartet und fordert.

Noch könnte man fragen, ob nicht zu der besprochenen Eigenschaft die Natur selbst das Beste thun müsse und ob sie, wenn diese versagt, durch Bildung erworben werden könne. —

Als sittliche Eigenschaft ohne Zweifel; so wenig die Mitwirkung der Natur durch glückliche Gesichtsbildung und heiteres Temperament zu verkennen ist.

Man empfiehlt zur Aneignung jeder Tugend auch noch besondere Hilfsmittel. Was wäre hiezu in Vorschlag zu bringen? Vielleicht folgendes:

Frage dich bisweilen selbst, wie du wohl Andern erscheinst und ob sie dir in wohlwollender Freundlichkeit entgegenkommen. Wo nicht, so frage weiter, was ihnen an dir mißfallen mag.

Und beobachte Personen, die für liebenswürdig gelten, besonders edle feingebildete Frauen.

Zuletzt — gibt es nicht sogar ganze Nationen, denen Liebenswürdigkeit besonders zugesprochen wird? — Gewiß, so gut als andere dagegen vorzugsweise achtbar und respektabel erscheinen. Welche?

11.

Die praemia doctarum frontium

von denen Horaz in der ersten Ode nur in Beziehung auf Dichterruhm spricht, sind, wenn Wissenschaft und Gelehrsamkeit in umfassenderer Bedeutung verstanden werden, sehr manigfaltig, werthvoll und erfreulich. Man macht besonders die studirende Jugend auf sie aufmerksam und stellt ihr Ehre und Auszeichnung, Gelangung zu Würden und reichlichem Auskommen und anderes dergleichen als Reiz und Lockung zum Studirfleiße in Aussicht. Andere Prämien aber liegen in der Nähe und brauchen nicht erst von einer doch immer nicht ganz gewissen Zukunft erwartet zu werden, weswegen sie auch stärker auf das Streben wirken sollten. Aber sie kommen nicht von außen her und oft gebricht es an der Fähigkeit, sie zu erkennen. Also ist es, gemäß dem felices sua si bona norint, nicht überflüssig, auf sie besonders hinzuweisen, und zugleich einige Einwürfe zu beseitigen, die hinsichtlich des wissenschaftlichen Studiums sich nicht selten vernehmen lassen.

Jene inneren und wesentlichen Preise hat Seneca in seiner gehaltvollen Schrift de brevitate vitae angedeutet. Indem er den Satz ausführt, daß wir das Leben nicht als ein kurz dauerndes erhalten haben, sondern verschwenderisch damit umgehen, sagt er: „Nur allein die leben, die sich dem Denken und Lernen „widmen; denn sie wahren und behaupten nicht nur ihre Lebens„zeit, sondern fügen auch jede andere der ihrigen hinzu. Ihnen „gehört die ganze Vergangenheit. Zu den herrlichsten durch die „Arbeit der früheren an's Licht geförderten Dingen werden wir „geführt, kein Jahrhundert ist uns verschlossen, zu jedem haben „wir freien Zutritt. Mit Sokrates dürfen wir disputiren, mit „Carneades zweifeln, mit Epikur ruhen ꝛc. ꝛc. Sie öffnen den „Weg in die ewige Welt, aus der Niemand dich verbannen kann, „und das ist das einzige Mittel, die Sterblichkeit auszudehnen, „ja in Unsterblichkeit zu verwandeln." — Er hebt also die Bekanntschaft mit den edelsten Geistern der Vorwelt hervor, die er als Ausdehnung unserer Existenz über die Schranken der Zeit und des Raumes faßt. Das, worauf sich der sterbende Sokrates gefreut hat (Cicero Tusc. 1, 41), der Umgang mit den größten und besten Seelen der längst Abgeschiedenen, wird uns durch die wissenschaftlichen Studien jetzt schon gewährt. — Es läßt sich aber dieser locus weit über das von Seneca beigebrachte ausdehnen, wenn wir nicht bei den Philosophen stehen bleiben, sondern auch die großen Historiker, Dichter und Naturkundigen in den Census derer aufnehmen, von denen wir zu lernen wünschen.

Dazu aber kommt noch, daß dieser Verkehr mit den Zierden der Vorwelt nicht nur ein ehrenvoller und erfreulicher, sondern auch ein höchst fruchtbarer und gewinnreicher ist, weil daraus viel auf uns übergeht: höhere Anschauung vom Leben und seinen besten Gütern, seiner Aufgabe und Bestimmung, Anerkennung und Achtung der eigenen Kraft und Fähigkeit, Belebung des Strebens seine Existenz recht nützlich für die Welt zu machen, Bereicherung der Kenntnisse mit den wissenswürdigsten Gegenständen. — Mit Recht fragen also wir mit Sokrates bei Cicero: haec peregrinatio (in die heiligen Hallen der Vorzeit) mediocris vobis videri potest?

Doch dagegen haben die osores literarum, die Männer des

materiellen Erwerbs und Genusses, mancherlei eingewendet. Sie sprechen ungefähr also: Freilich muß der Mensch in seiner Jugend fleißig lernen, aber zu dem Zwecke, um das Gelernte bei guter Zeit anzuwenden in der geschäftlichen Praxis, (vitae non scholae discendum). Aber das ganze Leben hindurch hinter den Büchern in der Studirstube zu sitzen, ist abgesehen von den meist nur unbedeutenden ökonomischen Vortheilen schon gegen die Einrichtungen der Natur, die uns Arme und Hände gab, nicht um Bücher aufzuschlagen und die Feder zu führen, sondern um damit tüchtig zu arbeiten; Augen, nicht um über den Buchstaben zu erblinden, sondern die Welt und ihre Herrlichkeit anzuschauen; Füße, nicht um im Stuhle zu verkrummen, sondern in frischer Bewegung thätig zu sein. Die Nichtachtung aber dieses ihres so deutlich ausgesprochenen Willens wird durch körperliche Uebel und Gebrechen geahndet, durch Hämorrhoiden, Athembeschwerung, Kurzsichtigkeit u. A., von denen die Gelehrten und leider auch schon die studirende Jugend oft schwer heimgesucht werden. Ja auch Geist und Gemüth leiden durch diese Verkümmerung, man wird hypochondrisch, menschenscheu, unpraktisch, unbrauchbar für gesellige Unterhaltung. Seht das sind die praemia doctarum frontium, Krankheit, Unbehilflichkeit und Unbrauchbarkeit zu praktischen Dingen, Inhumanität, dazu gewöhnlich auch Armuth.

Wir entgegnen: wenn allerdings die Natur ihre Rechte behauptet, so hat der Geist, der vorzüglichere Theil des menschlichen Wesens, gleicherweise auch die seinigen, und wenn Hände, Füße, Augen, so haben auch Verstand, Gedächtniß, Phantasie ihre eigenthümliche Bestimmung. Ist ferner die Natur reich an mancherlei Gaben und Gütern, so ist der Geist auch seinerseits damit herrlich ausgestattet. Die Bewahrung aber und Mehrung derselben ist vornehmlich dem Stande der Gelehrten anvertraut, zu dem wir Jünglinge uns vorbereiten. Wollt ihr, anstatt uns in diesem Bestreben zu ermuntern, uns mit Krankheiten und Unfähigkeiten bedrohen? Aber blicket umher, ob denn wirklich dieser Stand mehr als jeder andere an körperlichen Uebeln zu leiden habe, und lasset euch von den Statistikern sagen, daß vielmehr gerade in ihnen die meisten derer gefunden werden, die es zu hohen Jahren gebracht. Dazu gibt es erprobte Vorkehrungen,

die das Aufkommen solcher Uebel verhüten. Das Turnen mit seinen mannigfaltigen Leibesübungen, fleißige Bewegung in freier Luft, der Gebrauch des kalten Wassers, besonders aber Meidung alles dessen, was den Körper entkräftet, erhält die Gesundheit inmitten der Studien.

Daß diese aber der praktischen Tüchtigkeit Eintrag thun sollen, wundert uns am meisten. Wer waren denn die Männer, denn das Leben die wichtigsten Erfindungen, die nützlichsten Institutionen, die wohlthätigsten Besserungen und Reformen verdankt? Waren das Ignoranten und Barbaren? Und wer die Staatsmänner, die ihre Nation gehoben haben, wie Perikles, Pitt, Canning, Peel, wie Oxenstierna, Pitt, Eugen? Wem vertraut der Staat heute noch die wichtigsten Aemter? Wer sind auch in den niedrigern Sphären der geschäftlichen Praxis die geschicktesten und vorgezogenen? Vielmehr ist diese ohne wissenschaftliche Grundlage meist nicht viel besser als schlechte Pfuscherei. Aber auch die, welche man oft Stubengelehrte zu nennen beliebt, wenn sie die Jugend durch Unterricht, das Publikum durch nützliche Schriften fördern, sind das keine Praktiker? — Und wie? den Menschen, dem geselligen Leben sollen die Studien entfremden? inhuman sollen sie machen? — Die Erfahrung widerlegt diesen Vorwurf mit tausend Exempeln. Auch im gesellschaftlichen Umgange, in der Conversation sind die am beliebtesten, die viel Interessantes und Bedeutendes mitzutheilen haben. — Inhuman aber ist es, den Gelehrten auch noch ihre Armuth zum Vorwurf zu machen. Wollt ihr reich werden, nun so versucht euer Glück in andern Berufsarten. Und sind denn wirklich die Gelehrten ärmer als viele Tausende der Nichtgelehrten? Und gibt es nicht auch eine reiche Armuth?

Somit fallen denn jene Einwendungen und Anklagen in ihr Nichts zusammen, und jene oben bezeichneten praemia doctarum frontium bleiben intaminatis honoribus.

12.
Der Virtuose.

Du bist ein eifriger Klavierspieler, — sprich, hörtest du schon einen Virtuosen auf diesem Instrument? Und wenn das, wie hat er dir gefallen? Dünkte es dir nicht wünschenswerth, auch so gut spielen zu können, obgleich freilich darauf verzichtet werden mußte, es je so weit zu bringen? — Wolltest du aber den Künstler selbst und seine Virtuosität zum Gegenstand deines Nachdenkens machen, so könntest du wenn nicht eben von aber doch an ihm einiges lernen, was zu gebrauchen wäre.

Was du an seinem Spiele bemerkt haben wirst; ist wohl

1) seine Technik, d. h. die Fertigkeit, mit welcher er die Schwierigkeiten überwindet, die Leichtigkeit, mit der er die Passagen mit beiden Händen ausführt, als wäre das nur Kinderspiel, die nie falsch greifende Sicherheit und keine Note liegen lassende Präzision. Du begreifst leicht, daß ihm dies nur durch lange und mühsame Uebung möglich geworden, da du ja selbst bei deinem Musiklehrer fortwährend mit Exerzitien beschäftigt bist, die dich an richtigen Fingersatz und nettes Spiel gewöhnen sollen.

Nun siehe, du willst kein Klaviervirtuose werden, doch aber auch in deinen Studien möglichste Sicherheit und Gewandtheit gewinnen: hast du da nicht auch eine sehr schwierige Technik zu bekämpfen? Das ist aber in den alten Sprachen die Grammatik mit ihren vielen Regeln über Wortbildung und Verbindung, die freilich nicht deine Finger, wohl aber dein Gedächtniß stark in Anspruch nimmt. Glaube nicht, ohne sie recht gut im Kopf zu haben, so daß du sie in allen Fällen schnell und richtig anwenden kannst, über stümperhafte Mittelmäßigkeit hinweg zu kommen.

2) der Virtuose ist vollkommen taktfest. Sicherheit im Takte fordert man aber nicht blos vom Meister, sondern von jedem, der es so weit bringen will, um mit Begleitung des Gesanges oder eines andern Instrumentes spielen zu können. Wie schwierig es aber ist, Takt und Tempo richtig einzuhalten, wirst du oft genug erfahren haben. — Diese Wahrnehmung führt deine Betrachtung auf ein anderes Feld; auf das des Zu-

sammenlebens und Wirkens mit Andern. Man nennt Den taktlos, der in der Conversation sich tappig und unbeholfen benimmt und lächerlich macht, aber auch Den, der in seiner Geschäftsführung sich nicht zu helfen weiß und kein Geschick in Behandlung der Menschen und der Gegenstände zeigt. Dagegen gefällt der gewandte seiner selbst sichere Mann, der in allem das Rechte und Richtige trifft. Es erlaubt dies aber auch eine weitere Ausdehnung auf die sittlichen Lebensverhältnisse. Horaz, (non sordidus auctor naturae verique,) sagt in der 2. Epistel des 2. Buches, sein Streben gehe jetzt in den reifern Lebensjahren dahin, spielenden Tand abzustreifen und „verae numerosque modosque ediscere vitae.“ Das ist eben der sittliche Takt, in welchem alles Schöne und Edle im menschlichen Verhalten sich bewegt. Und an diesen mag dich der Virtuose erinnern, der seinem Orchester nie voreilt und nachgeht, sondern immer gleichen Schritt mit ihm hält. Dein Orchester aber bilden die Menschen, mit denen du in Verkehr trittst.

3) Was du aber besonders am Vortrage des Künstlers bewundert haben wirst, das ist die geschmackvolle Eleganz seines Spiels, wie er am rechten Orte das piano und forte, das crescendo und diminuendo ꝛc. ꝛc. anzubringen und lebendige Abwechslung zu bewirken verstand, bisweilen auch durch leichte Verzierung nachgeholfen hat, wo die einfachen Noten nicht für sich selbst wirksam genug erschienen. — Das kannst du dir in deinen schriftlichen Compositionen zum Muster nehmen, mögen das Uebersetzungen oder freie Arbeiten sein, um dieselbe Abrundung und Glätte, Präzision und Grazie des Ausdrucks zu erreichen. Denn die Ausdrucksweise der größten Stylisten ist ungefähr dieselbe wie die der Tonkünstler in ihrem Vortrage. — Aber auch in anderer und wichtigerer Beziehung gilt dasselbe. Cornelius N. rühmt an Pomponius Atticus die elegantia vitae, durch die er sich die Zuneigung der Trefflichsten gewonnen. Die Erklärer expliziren den Ausdruck durch decentia moris universi.

Kurz der Virtuose stellt dir das Bild des Mannes dar, der erfolgreich seine Kunst recht gründlich erlernt hat, und an dem man neben seinem eigenen Talent auch seine gute Schule erkennt.

Zuletzt aber erinnnerst du dich gewiß auch des großen Beifalls den er beim Publikum gefunden. Dieser wird, wenn auch nicht in so rauschender Weise als plausus popularis, aber doch gewiß als plausus bonorum auch uns zu Theil werden, wenn wir Amt und Leben in meisterlicher Weise geführt haben.

13.

Die Gewohnheit.

Was ist und wie entsteht sie? Sie ist in unsere Natur aufgenommene' in unsere Lebensweise übergegangene Eigenthümlichkeit.

Worin äußert sie sich?

In Haltung und Bewegung,
in Mienen und Geberden,
in Sprache und Accentuation,
aber auch in Lebensweise und Diät,
in Sitten und Benehmen,
im Thun und Handeln.

Somit ist sie etwas unsere Individualität bezeichnendes, von Andern unterscheidendes im Innern und Aeußern. Jeder hat seine eigenen Angewöhnungen, die mehr oder weniger auffallen, ja, man könnte sagen, der Mensch sei ein Compositum von solchen und das Leben selbst sei Gewohnheit.

Wie kommt man aber dazu, sich etwas anzugewöhnen? Man möchte antworten, wie man überhaupt dazu kömmt, sich als Persönlichkeit zu äußern, durch Wiederholung derselben Weise in seinem gesammten Ausdrucke, die allmählig stereotyp wird. So ist jeder schon in ziemlicher Entfernung an Haltung des Körpers, Gang und Schritt zu erkennen, auch wenn er darin nichts auffallendes hat, dann an seinem Gebärdenspiel, das zum Spiegel seines Temperamentes, seiner Stimmung wird. — Besonders ist es auch die unbewußte Nachahmung Anderer, mit denen man viel Umgang pflegt. Dazu wirken Lebensalter und Beruf, auch klimatische Beschaffenheit.

Aber außer der Gewohnheit, die jeder für sich angenommen, gibt es auch solche, die vor keiner besonnenen Prüfung bestehen

und doch fast allgemeine Herrschaft erlangt haben und selbst von den Vernünftigsten mitgemacht werden, so daß man ihnen einen contagiösen Charakter zuschreiben möchte; z. B. das Tabakrauchen und -Schnupfen. Man weiß wohl, wie solche aufgekommen sind, aber schwer ist es zu erklären, wie sie so allgemein werden konnten.

In ihrer Bedeutung und Wirkung sind die Gewohnheiten theils gleichgiltig und unerheblich, theils aber auch vortheilhaft oder nachtheilig, besonders solche, die sich auf unsere Lebensordnung und Verhältnisse zu Andern beziehen. — Sie können uns beliebt aber auch widerwärtig machen, fördern oder hemmen, denn was sind am Ende Tugenden und Laster anders, als gute und schlimme Gewohnheiten? Und wie entstehen Freundschaften anders als durch die Gewohnheit des Zusammenlebens? Sie ist es endlich auch, die gegen große Uebel unempfindlich, die Armuth und Krankheit, Gefangenschaft und anderes Ungemach erträglich macht.

In ihrer Zeitdauer sind sie veränderlich und halten manchmal nur eine Zeit, oft aber auch lebenslang an.

Dem Angewöhnen steht gegenüber das A b g e w ö h n e n. Dazu bestimmt bald Ueberdruß, bald Erfahrung nachtheiliger Wirkungen, bald Warnung Anderer, bald Veränderung im Stande der Gesundheit, in Wohnort und Berufsgeschäften.

Das Angewöhnen ist leicht, man darf sich nur gehen lassen; das Abgewöhnen oft sehr schwer. Warum? weil es stete Aufmerksamkeit auf sich selbst, und nicht selten harten Kampf erfordert, wenn die Gewohnheit zur andern Natur geworden ist. — Aber könnte da nicht ein Freund, der uns auf gewisse Unarten aufmerksam machte, die besten Dienste thun? — Gewiß, nur daß dieser — eben auch aus Gewohnheit — sie oft nicht gewahrt, oder weil er anzustoßen fürchtet. Sicherer thut das ein Abgeneigter und Gegner. Sein Spott ist das wirksamste Correctiv.

Man gibt den guten Rath: werde nicht Sclave deiner Gewohnheit! Richtig, aber wie das verhüten? Es gibt kaum ein anderes Mittel als das vielbekannte aber wenig befolgte pythagorische.

14.

Zufriedenheit

ist als Gemüthszustand, wie das Wort besagt, ein Zustand, da man Frieden hat, ein ruhiger, ungestörter. (tranquillitas animi.) Friede aber ist kaum ohne den Gegensatz des Streites und Krieges zu denken, und tritt immer da erst ein, wo dieser vermieden oder geendigt ist, sei es durch Sieg oder Vertrag. Mit welchen Gegnern hat es aber der Mensch zu thun? Mit vielen und mächtigen: mit Andern, mit Schicksal und Weltlauf, am meisten mit sich selbst. — Zufriedenheit gilt als ein hohes Gut, ja als die Glückseligkeit selbst, und wird nicht blos von sanften und anspruchlosen Seelen, sondern von Allen gewünscht, die am Leben und an sich selbst ein Wohlgefallen finden wollen. Aber es fragt sich, ob das auch möglich sei. Können wir es sein in Beziehung auf Andere? Als ob dies lediglich von uns und unserm Verhalten gegen sie abhinge? Oder mit dem Weltlaufe? der uns unaufhörlich so viel Anlaß zu tiefem Unmuthe, zu gerechter Klage gibt. Mit unserm Schicksale? Schützt uns auch geduldige Ergebung in seine Fügungen gegen die schmerzlichste Empfindung bei seinen oft so harten Schlägen? — Aber doch mit uns selbst? Wie, der Mensch mit seinen vielen Wünschen, Hoffnungen und Befürchtungen, Plänen und Absichten, gestellt in so viele Verhältnisse, beladen mit so vielen Pflichten und Obliegenheiten, der sollte immer mit sich selbst zufrieden sein können? Man behauptet es freilich vom Weisen; aber den eben sucht man seit Jahrhunderten vergeblich. — Oder hat vielleicht dieser Zustand der reinen Befriedigung in den frühesten Lebensperioden existirt und ist zugleich mit dem Paradies der Kindheit und Jugend verschwunden? Aber auch das Kind hat seine unerfüllten Wünsche und Thränen, und der Jüngling ist oft unzufrieden mit Schule und Lehrern, mit Kameraden rc.

So steht es denn sehr mißlich mit der lieben Zufriedenheit und wenn es doch Jemand gäbe, der in ihrem Vollgenusse sich des Lebens freute, wie müßten wir uns diesen vorstellen? Kaum anders denn als einen phlegmatischen, indolenten, halbversteinerten Menschen, der wie das Sprichwort sagt: alle Viere gerade sein läßt.

Wie denken wir uns dagegen den Unzufriedenen? — Wenn er sonst ein Mann von Energie und tüchtigem Wissen ist als Den, der die Uebelstände, von denen die Welt voll ist, wo ihn Pflicht und Gewissen auffordert, muthig angreift, eingedenk, daß auch die größten Menschenfreunde aus Unmuth über eingerissene Mißbräuche und Unordnungen die gefährlichsten Kämpfe entschlossen gewagt haben; als Den, der höhere Zwecke verfolgt, als nur den, sich eine behagliche Lage zu bereiten; der aber auch in seinen Privatverhältnissen nichts versäumt, um sich und den Seinigen die Existenz erträglicher zu machen; kurz als einen achtungswürdigen, überall brauchbaren Praktiker. — Wird er aber bei solcher unruhigen Unzufriedenheit sich auch glücklich fühlen? — In epikureischer Weise freilich nicht, wohl aber in seiner Weise, da er in nützlicher Thätigkeit den Sinn und Werth des Lebens sucht.

So wäre denn jene Zufriedenheit nicht nur ein unerreichbares, sondern auch ein sehr bedenkliches Glück in einer Welt wie einmal die unsrige ist? — Wie wäre es, wenn wir dem Begriffe eine andere Fassung gäben und selbst auch das Wort änderten? Nemlich nicht als stoische Apathie, als ein Gutseinlassen, das alles hinnimmt wie es kommt und wie es ist, sondern als einen Gemüthszustand, da man frei von heftigen Affekten oder Herr über sie, das Unvermeidliche mit Ergebung erträgt und wenn auch zuweilen ergriffen und wohl auch erschüttert, doch leicht wieder zur Fassung zurückkehrt; einen Zustand den man nicht eigentlich Zufriedenheit, wohl aber Gleichmuth nennen könnte, aequanimitas und constantia. Und ein solcher läßt sich auch wirklich von Dem gewinnen, der einem glücklichen Temperamente (denn dies müssen wir freilich voraussetzen) durch fleißige Arbeit an sich selbst zu Hilfe kommen will. Dieser wird der allerdings unvermeidlichen Unzufriedenheit mit vielen Dingen wenigstens den Stachel abbrechen, indem er erwägt und nicht vergißt:

hinsichtlich seines Schicksals, daß er alle Ursache hat es erträglich zu finden, wenn die wesentlichen Lebenserfordernisse: Gesundheit, hinreichendes Auskommen, freundliches Einverständniß der Familienglieder befriedigt sind,

daß er auch mit sich selbst zufrieden sein darf, wenn er

sich bewußt ist, seinen Posten auszufüllen, seine Schuldigkeit zu thun, Ehre und Gewissen bewahrt zu haben;

und gleicherweise auch mit seinen Mitmenschen, wenn er bedenkt, wie viel er ihnen verdankt, und wenn er ihre Fehler in seiner eigenen Natur erkennt, theils als wirklich vorhandene, theils als solche, die in andern Lagen und Verhältnissen wohl auch hätten zum Vorschein kommen können;

und daß er sich mit dem Weltlaufe aussöhnen könne, wenn er den Glauben festhält, daß ein göttlicher Weltplan, der auf das Zustandekommen des Guten abzweckt, trotz aller Reaktion der Thorheit und Sünde mit unwiderstehlicher Gewalt sich Bahn bricht.

Eine solche Denkweise schließt Unzufriedenheit mit vielen Dingen, die der Besserung bedürfen und das Bestreben dazu mitzuwirken, nicht aus, und verhütet, daß man als undankbarer und verdrießlicher Gast an der Tafel des Lebens sitze.

15.
Verlust der Freunde.

Der berühmte französische Historiker Guizot sagt von seiner liebenswürdigen Freundin, der Madame Recamier, sie habe das seltene Vorrecht (le rare privilège) besessen, keinen ihrer Freunde anders als durch den Tod zu verlieren. Gewiß ein schönes Lob: wird man es uns wohl auch einmal ertheilen? Es führt uns zur Erwägung der Ursachen, die frühere Trennung der Freundesbündnisse herbeiführen.

1. Wir finden sie vornehmlich in dem Leichtsinn, mit dem sie so oft angeknüpft werden. Madame Recamier hat gewiß nur bewährte Männer und Frauen, Personen von festen sittlichen Grundsätzen, bei denen kein Umschlagen der Gesinnungen zu befürchten war, in ihre engeren Zirkel aufgenommen. Wir aber, bestochen von einem gefälligen Aeußern, von freundlichem Entgegenkommen, von Theilnahme an unsern Lieblingsvergnügungen, ohne Rücksicht auf den sittlichen Werth des Andern, auf seine Gel-

tung bei braven Männern, knüpfen Verbindungen, die sich lösen müssen, so bald uns die Augen aufgehen.

Da sagt man freilich: nun was schadet es? hat man sich doch eine Zeit lang mit einander vergnügt, und wissen wir ja, daß alle unsere Verhältnisse nur vorübergehend sind: wer denkt an unvergängliches Bestehen solcher Verbindungen? — Aber das ist die Sprache des Leichtsinns, der nicht bedenkt, daß aus jedem nähern Umgang immer viel auf uns selbst übergeht, was uns besser oder schlechter machen kann und daß Freundschaft und Liebe ein Ding ist, mit dem kein leichtfertiges Spiel getrieben werden soll. Es liegt etwas Ernstes und Heiliges zu Grunde, das nicht ungeahndet verletzt werden darf. Oder wie wirst du künftig in der engsten und ehrwürdigsten Verbindung Treue bethätigen, wenn du sie gegen deine Jugendfreunde flatterhaft gebrochen hast? Und liegt dir dann nichts an deinem guten Ruf und deiner Geltung bei Andern? was werden diese von dir denken, wenn sie solche wankelmüthige Unbeständigkeit an dir bemerkt haben?

2. Oft ist es auch die stärkere Anziehung eines Dritten, die uns einem Freunde entfremdet. Abwechslung bringt neuen Reiz, wir sind wie Kinder, die ein altes und liebes Spielzeug wegwerfen, wenn ihnen ein neues gegeben wird. Aber der Andere gewahrt gar bald die eintretende Erkältung und zieht sich zurück. — Da sagst du: darf ich denn nicht mehr als nur Einen Freund besitzen? Warum sollte mir nicht auch ein Dritter gefallen, der Interesse an mir gewinnt? — Immerhin, aber muß denn, wenn sich der Freundekreis erweitert, der frühere vernachlässigt und gekränkt werden?

3. Die Veranlassungen zu solchen Trennungen sind in den meisten Fällen nicht erhebliche Vorfälle, sondern unbedeutende Kleinigkeiten. Irgend ein unbedachtes Wort hat unsere Eitelkeit verletzt, ein unartiger Scherz, ein kleiner Zwist, ein Widerspruch genügt, und nun kommt es zum Schmollen, bei dem wohl noch Versöhnung in Aussicht steht, — aber keiner will den ersten Schritt dazu thun, und bald verdrängt ein Anderer den lang und herzlich Geliebten.

Ja, sagst du, soll ich mir denn alles gefallen lassen? Verrathen nicht solche kränkende Reden feindliche Abneigung? Jetzt

erst erkenne ich den falschen Freund. — O erkenne lieber in dir selbst den eitlen, selbstgefälligen, eingebildeten Menschen, der seine Meinung für unfehlbar, seine Person für ein Heiligthum hält, das nicht unzart berührt werden dürfe.

4. Aber auch örtliche Entfernung, Eintritt in neue Verhältnisse und Lebenskreise macht ohne vorhergegangene Irrung eine warme Freundschaft nach und nach erkalten. Neue Geschäfte, neue Sorgen, neue Verbindungen treten ein, das Bild des Abwesenden verbleicht sich, man gedenkt seiner seltener, der Strom des Lebens hat uns anderswohin gezogen.

Dagegen läßt sich freilich nicht viel sagen, es ist wirklich so und keiner hat sich selbst anzuklagen, wenn es so kommt. Doch kann Briefwechsel und zeitweiliges Wiedersehen die alte Verbindung forterhalten. Aber auch die Correspondenz wird selten lang unterhalten werden, wenn nicht gemeinsame sehr bedeutende Interessen, besonders wissenschaftliche, Stoff und Nahrung gewähren.

16.

Erinnerung an die Kinderjahre.

(Eine Schilderung, Thema für Gemüth und Phantasie.)

Wir denken uns einen bejahrten Mann von Ansehen und Bedeutung, der das Dörfchen, wo er als Sohn eines achtungswürdigen Geistlichen seine Kinderzeit bis zum 12 Jahre verlebt und das er seitdem nie wieder gesehen hat, unfern vom Lebensschlusse in Begleitung seines jugendlichen Sohnes, dem er oft davon erzählt hat, noch einmal besucht, um dort Erinnerungen wieder zu beleben, die ihm auf der ganzen Wanderschaft durch die Welt lieb und theuer geblieben. — Charles Nodier bezeichnet es als das süßeste Vorrecht, das die Natur dem alten Menschen bewilligt, mit außerordentlicher Leichtigkeit die Eindrücke der Kindheit wieder aufnehmen zu können, und vergleicht seinen Lebensgang mit dem Laufe eines Baches, den seine Neigung nach vielen Krümmungen der Gegend seiner Quelle nähert. Er sagt: diese Lust ist eine der lebendigsten, der die Seele fähig ist und die einzige, um welche diejenigen, welche das Glück ha-

ben frühe zu sterben, jene beneiden könnten, die das Unglück haben lange zu leben. (!)

Wir lassen ihn also in der geliebten Flur ankommen und begleiten ihn erst auf seiner Promenade in die nächste Umgegend, wo er die Wiese betritt, die einst Tummelplatz seiner frohen Spiele war, den Teich sieht, in dem er kleine Schiffchen aus Nußschalen schwimmen ließ, und dann in den Garten, wo er nach den Bäumen sucht, deren Obst ihm so labend gewesen. Dann geht es zum Pfarrhause, nach der ehemaligen Wohnstätte seiner Eltern und seiner eigenen kleinen Person. Es hat seitdem mehr als einmal seine Bewohner gewechselt und die jetzigen sind ihm fremd, aber er wird freundlich aufgenommen und in allen wohlbekannten Räumen herumgeführt. Er läßt sich die Kirchenbücher zeigen und schlägt im Buche der Gebornen seinen eigenen Namen, im Todtenregister den seines seligen Vaters auf. Von da gehts in den nahen Friedhof, wo er an mehr als einem Grabstein das Todtenopfer eines frommen Segens weiht. — Weiter wandert er durch das Dorf und fragt bei jedem Hause nach dessen vormaligen Bewohnern und ihren Schicksalen. Ob er wohl noch jemanden findet, der ihn — nicht etwa noch erkennt — wie wäre das möglich? — der aber, wenn er ihm seinen Namen nennt, vielleicht noch der ehemaligen Spielgenossenschaft gedenkt. Wie freut er sich, wenn etwa ein alter Mann noch nicht vergessen hat, wie er mit ihm Häuschen gebaut, oder ein graues Mütterchen, wie es an der Kirchweihe mit ihm um den Maibaum getanzt hat! Zuletzt geht er in die Kirche, das Bild seines Vaters steht lebendig vor ihm, er glaubt ihn zu sehen, wie er auf der Kanzel mit freundlichem Ernste gepredigt, am Altar den Segen gesprochen, in der Sakristei bei der Christenlehre ihn und andere Kinder gefragt hat.

Auf dem Heimgang begegnet ihm vielleicht ein alter Landmann, der ihm auf seine Frage von seinem Vater erzählt, was das für ein rechtschaffener Mann gewesen, wie er jenen, dessen der Wanderer noch wohl gedenkt, getauft, jenen confirmirt habe.

So bis zum Abschied, wo er noch eine fromme Stiftung etwa ein schönes Altarbuch zurückläßt, und in das Album der freundlichen Pfarrtochter einige Verse einzeichnet, die seine Empfindungen bei diesem Besuche ausdrücken.

17.

Die drei Anker.

Man vergleicht oft das menschliche Leben mit einer Seefahrt. Das Schiff ist unser Körper, die See ist der Zeitenstrom, die Segel sind die Affekte, der Wind die Schicksale, am Steuer sitzt der Verstand, Compaß ist das Gewissen und das göttliche Wort. — Setzen wir das Gleichniß weiter fort, so fragt sich: was ist doch der Anker, den das Schiff so nothwendig braucht wie die Segel? Wir halten uns an das Wort Pindars:

es ist gut, in stürmischer Nacht zwei Anker im Schiffe zu haben,

ja wir nehmen noch einen dritten zu Hilfe und bezeichnen jeden derselben der Kürze wegen mit einem lateinischen Motto. Sie heißen:

Didicisse fideliter
Nil conscire sibi,
Fidere Deo.

Von diesen erwarten wir festen Halt im Ungewitter. Leicht ist es dies nachzuweisen und besonders ihre Vorzüge von manchem andern, was man sonst auch wohl nicht selten als Anker betrachtet. Also 1. didicisse fideliter.

Lernen will und muß freilich jeder, aber der Nachdruck liegt auf dem fideliter. Das heißt

pflichtgemäß, also fleißig und gründlich, das Erforderliche, Nützliche.

Das ist ein haltbarer Anker, denn es gibt

ein gutes, kräftiges Bewußtsein der Ebenbürtigkeit mit allen Tüchtigen und Braven,
sichert einen Wirkungskreis, darin Gutes geschaffen werden kann,
schützt gegen Wechselfälle des Glücks und möglichen Verlust der äußern Güter,
führt zu Achtung und Ehre, die weder Stand und Rang noch Geld und Gut geben kann, und
bleibt unverlierbares Eigenthum durchs ganze Leben.

2. Nil conscire sibi, nulla pallescere culpa.

Wer sich dies bewahrt, der ist adversis rerum immersabilis undis. Er zagt nicht, wenn sich der Himmel aufschwärzt, wie die Schuldbewußten, die „ad omnia fulgura pallent“ und alles Mißgeschick „missum infesto credunt numine;“ er sieht jederzeit klaren Himmel hinter den Wolken. Er ist aber auch der, welcher zugleich den dritten und sichersten Anker bereit hat, der nie reißt, das

3. Fidere Deo.

Unsere Lebensschifffahrt geht von Gott aus, und wenn sie richtig vollendet worden, wieder zu Ihm zurück. Er ist Führer in heitern und trüben Tagen jedem, der sich von ihm leiten lassen will. Aber wie bald vergißt das der menschliche Leichtsinn! Ihr Vertrauen stützt sich auf die Gaben der Zeit und der Erde, auf andere Menschen, auf eigenes Vermögen, und erst wenn ein harter Schlag sie zur Besinnung bringt, suchen sie den Vergessenen und wissen ihn in sich nicht zu finden. Es hat aber das Leben seine nächtlich finstern Partien, wo nicht Kenntniß und Geschicklichkeit, auch nicht einmal ein gutes Gewissen, das doch bei keinem ein völlig schuldfreies sein kann, das Schiff über den Fluthen erhält, wo nur dieser dritte Anker vor dem Versinken schützt.

18.

Die Reue.

1) Was wird bereut?

unmoralische, d. i. schlechte Handlungen, mit denen man sich oder Andern geschadet hat,

Unterlassung der Pflichterfüllung,

Nichtbenützung guter Gelegenheit,

Unklugheit und Unvorsichtigkeit, die widrige Folgen gehabt hat.

Wie definiren wir demnach den Begriff?

Spinoza in seinem freilich nicht eben klassischen Latein so: Est tristitia concomitante idea facti alicujus quod nos ex mentis libero arbitrio fecisse credimus. Wir würden lieber sagen: orta ex ꝛc. Dazu fehlen die eben angeführten andern Quellen der Reue und der Begriff wird zu eng bestimmt, wenn Reue blos auf das Bewußtsein unsittlicher Handlungen bezogen wird. Unbehutsamkeit ist nicht moralische Verschuldung, kann aber gleichwohl oft schwer bereut werden. Wir würden so zu definiren versuchen: sie ist die aus dem Bewußtsein einer Begehungs- oder Unterlassungssünde, oder auch einer Unklugheit und Unvorsichtigkeit hervorgehende schmerzliche Empfindung.

Ihre Dauer und Stärke bestimmt sich nach der Schwere der Verschuldung, aber auch nach der Bedeutung ihrer Folgen. Denn auch die Wirkung einer begangenen Unvorsichtigkeit kann in vielen Fällen die tiefste Reue erzeugen. Einen Teller zerbrechen oder einen Menschen erschießen, ist beides durch Unbedachtsamkeit möglich, aber — Ihre Dauer ist eine kurze bei den *Leichtsinnigen*, und das eben ist beklagenwerth, weil sie dann unwirksam bleibt; aber sie kann auch, wenn schon verschmerzt, zu anderer Zeit wieder erwachen, besonders wenn die schlimmen Folgen eintreten. Ihre Stärke kann bis zur Verzweiflung steigen. (Judas.) (Die Qualen eines bösen Gewissens haben Juvenal in der 14. Satire und Byron im Manfred geschildert.)

Es gibt mehr oder weniger ausreichende Mittel gegen die meisten Uebel; gibt es keine gegen die Reue? — Präventive freilich: thue nichts, was dich gereuen kann. Aber wenn es doch geschehen und die Reue eingetreten ist, wie dann? — Cicero sagt: optimus est portus poenitentiae mutatio consilii. Maßregeln und Beschlüsse können freilich, ehe sie schon ausgeführt worden, ohne Nachtheil wieder zurückgenommen werden, auch ist es möglich, manches was schlimm gemacht worden, wieder gut zu machen, z. B. unrecht erworbenes Gut durch Wiedererstattung (Zachäus Luc. 19, 8), aber in unzähligen Fällen geht das nicht mehr an. Gleichwohl ist es oft der Trost des Leichtsinnes. „Ich will das Versäumte durch verdoppelten Fleiß später wieder nachholen“, spricht der pflichtvergessene Jüngling. Wenn er auch Wort hält, was gewiß nicht geschieht, kann er die sündhaft verlorenen Stunden zurückrufen? Und ist ihm die Zukunft, wo es

anders werden soll, sicher und gewiß? — Gutmachen subjectiv, als mutatio mentis et animi, als Besserung und Ablegung des Fehlers oder der bösen Gewohnheit, das allein ist eine Reue, die niemanden gereut, aber auch sie kann das Geschehene nicht ungeschehen machen.

Die Wirkung der Reue auf das Bewußtsein ist Scham, Unzufriedenheit, ja wohl Verachtung seiner selbst, tiefe Herabstimmung. Der Uebel größtes ist die Schuld.

Darum so fürchte die Reue, sie ist eine Furie und hat ein gutes Gedächtniß,

nichts ist verloren und verschwunden,
was die geheimnißvoll waltenden Stunden
in den dunkel schaffenden Schoß aufnehmen.

19.

Geselligkeit und Einsamkeit.

Seneca sagt (Ep. 95): Membra sumus corporis magni. Natura nos cognatos edidit, cum ex iisdem et in eadem gigneret; haec nobis amorem indidit mutuum et sociabiles fecit. So ist es, der Mensch ist animal sociale, und diesem geselligen Triebe danken wir die Gründung der Staaten und aller andern Vereine, die das Leben fördern und veredeln, ihm die schönsten Lebensverhältnisse der Freundschaft und Liebe. Er regt sich frühe schon bei Kindern in seiner ganzen Stärke. Dem muntern Knaben ist dann erst wohl zu Muthe, wenn er andere um sich her versammelt hat, mit denen er spielen, seine kleinen Pläne besprechen, sich ausplaudern und herumtummeln kann. Und dieser Trieb wächst mit den Jahren; die Schule verliert für den kleinen Jungen ihre Schrecknisse durch das Zusammensein mit Vielen. Freilich treten mit der Zeit Beschränkungen ein, häuslich zu fertigende Aufgaben werden gegeben und diese mehren sich von Jahr zu Jahr. Doch beschwichtigt die nahe Aussicht

auf Gesellschaft den Unmuth des allein beschäftigten Knaben. Aber beim Jüngling, der seinen Studien obliegen soll, gewinnt dieser Drang zur Geselligkeit oft ein solches Uebergewicht, daß er einsam eine unerträgliche Leere fühlt, und um sie auszufüllen, wenn es ihm frei steht, den Plätzen zueilt, wo er Bekannte und Unbekannte im Gespräche oder Spiel beisammen findet. Wird er nicht durch äußere Nöthigung im Zimmer zurückgehalten, so läuft er umher und sucht sich die Zeit zu vertreiben. Ein unseliges Wort! als ob man nicht die ohnehin so schnell forteilende vielmehr anhalten als vertreiben sollte. Freilich an unserer Schule, wo es immer brav zu arbeiten gibt, sieht man solche Tagediebe nur selten, aber in großen Städten und leider auch an Universitäten, wo manche Leichtsinnige nicht studiren mögen, da findet man sie.

Die Folgen solchen gesellschaftlichen Treibens mag uns ein berühmter französischer Schriftsteller, La Bruyere, sagen: Tout nôtre mal vient de ne pouvoir être seuls; de là le jeu, le luxe, la dissipation, le vin, les femmes, l'ignorance, la médisance, l'envie, l'oublie de soi-même et de Dieu. Ein schreckliches, aber doch keineswegs vollständiges Verzeichniß von Lastern.

Somit fragt sich, wie man es anzufangen habe, um die Einsamkeit lieb zu gewinnen, und mit sich allein in guter Gesellschaft zu sein. Antwort: Durch zweckmäßige Beschäftigung mit eigenen Compositionen und mit Lectüre guter Schriften, — o das sind herrliche Begleiter in das stille Studirzimmer! — Dazwischen wohl auch, um Ermüdung zu verhüten, Abwechslung mit eleganter Lektüre, z. B. schöner Gedichte, guter Reisebeschreibungen, mit historischen Werken und auf Spaziergängen durch Naturstudien in Botanik und Mineralogie. Dadurch erhält dann auch der Umgang mit Freunden seine Würze, wenn man ihnen viel Interessantes aus seinen Studien mitzutheilen hat. Vergessen wir auch nicht die Beschäftigung mit einer schönen Kunst, mit Zeichnen oder Musik, die, mit dem gehörigen Maß behandelt, den Geist belebt und erheitert.

Ist das zur angenehmen Gewohnheit geworden, so fließen daraus die dem La Bruyerischen Register entgegengesetzten Güter, Tugenden und Freuden, und so könnte man sagen: All unser

Gutes kommt aus der Fähigkeit und Gewohnheit viel allein zu sein: Kenntniß und Wissenschaft, Ernst des Charakters, Sparsamkeit und gute Haushaltung, Sammlung in sich und Geltung bei Andern, Freude am Familienleben, Gottesbewußtsein und Frömmigkeit.

„Also soll ich ein Eremit und Misanthrop werden? dann gehe ich lieber gleich in ein Kloster, wenn ich meiner Jugend nicht froh werden darf.“ Pergis pugnantia secum frontibus adversis componere. — Miscenda ista et alternanda sunt, solitudo et frequentia, illa nobis faciet hominum desiderium, haec nostri, et erit altera alterius remedium.

20.

Unvorsichtigkeit.

Das Wort definirt sich selbst als Mangel an Vorsicht wo solche nöthig gewesen wäre, das ist, an augenblicklich rechtzeitigem Besinnen, wo es galt, irgend einen Nachtheil zu verhüten. Das Denken ist da als Epimetheus gekommen, wo es als Prometheus hätte erscheinen sollen. Es ist eben der Willensakt ausgeblieben, der ihm die im Moment erforderliche Richtung gegeben hätte. Man war entweder in einem Zustande völliger Gedankenlosigkeit, d. i. der Verflüchtigung und Zerstreuung der Vorstellungen, wo kein bestimmter Gegenstand im Bewußtsein festgehalten wird, oder man hat einen solchen so intensiv erfaßt, daß für das zunächst zu Verrichtende kein Raum geblieben.

Die Unvorsichtigkeit ist natürliche Schwäche des frühesten Lebensalters, in welchem, ehe es zum Denken kommt, lange erst ein Spiel unbestimmter Vorstellungen sein Wesen treibt; aber sie kann auch den sonst sehr Besonnenen in manchen Momenten überraschen. — Ihre Folgen sind immer unangenehm, ja in vielen Fällen die schlimmsten. Zahllose Uebel sind aus dieser Quelle hervorgegangen, die zwar nicht so giftig ist als die der absichtlichen Bosheit, doch aber oft nicht weniger verderblich. Zeigen wir einige der gewöhnlichsten Fälle und Gelegenheiten,

wo Unbedachtsamkeit und Uebereilung (das ist eben Unvorsichtigkeit) geschadet hat. Es ist nicht undienlich, auf sie aufmerksam zu werden.

1) Sie kommt häufig im Umgang mit Andern, in Gespräch und Rede vor. Bei lebhaften Naturen ergießt sich der Strom der Rede leicht über die dicenda tacendaque und nimmt nicht Rücksicht darauf, daß hier ein Verwandter, ein Freund dessen sitzt, über den man Nachtheiliges oder Lächerliches äußert, oder daß jemand seine Worte als Anspielung auf sich deuten und sich verletzt fühlen könne, oder daß er ein Geheimniß, eigenes oder fremdes, ausplaudert, oder über öffentliche Zustände, über hochgestellte Personen ein Urtheil abgibt, das nur sub rosa ausgesprochen werden dürfte. Das sind Verstöße die oft schon bereut wurden.

2) Unvorsichtig ist man auch nicht selten in seinem Zutrauen gegen Andere. Ein warnendes Beispiel stellt der Ausgang Winkelmans auf! Betrogen aber, oft in der empfindlichsten Weise, sind schon Viele worden, die in gutmüthiger Unbedachtsamkeit das Traue Schaue Wem übersehen hatten.

3) Am fürchterlichsten hat sich schon sehr oft Unvorsichtigkeit mit Schießgewehren und feuergefährlichen Gegenständen, z. B. Zündhölzchen gestraft; wer kennt nicht die traurigsten Beispiele?

4) Nicht minder häufig bei Leibesübungen und Bewegungen, wie beim Schwimmen, Baden, Eislauf.

5) Auch das Vergessen gehört mit zu der Kategorie der Unbedachtsamkeit, das Verlegen und Verlieren. Ueberhaupt wer kann alle Fälle aufzählen, wo sie möglich und schädlich ist?

Synonym der Unvorsichtigkeit ist Unbedachtsamkeit. Jede Unvorsichtigkeit ist auch eine Unbedachtsamkeit. Doch ist letztere von weiterem Umfang, sowie dagegen Unklugheit von engerem, weil sie auch da stattfindet, wo Ueberlegung und Vorbedacht eingetreten ist, aber die rechten Mittel verfehlt hat.

Wie bewahrt man sich aber vor diesem Feinde der Ruhe und oft sogar der gesammten Glückseligkeit, die immer Scham und Reue, Tadel und Vorwurf im Gefolge hat? Freilich witzigt die Erfahrung, aber sie kommt eben leider immer zu spät und läßt sich oft ein sehr theures Lehrgeld bezahlen. Und

was hilft es, stete Besonnenheit und Ueberlegung zu empfehlen? Das ist es eben, was man nicht immer aufzubieten hat. Besser jenes Kind, das alle Morgen zu beten pflegte: lieber Gott, laß mich heute keinen dummen Streich begehen.

21.

Das Lob.

Hier sind aus den logischen Fragen das quis quid cur quomodo zu gebrauchen:

1) Was ist Lob? Ausgesprochener Beifall für irgend etwas das uns wohlgefällt. Und was könnte dieses sein? — Eine Person, eine Sache, ein Ereigniß, eine Erscheinung, und an der Person ihre Eigenschaften, ihr Thun und Wirken, ihre Gesinnung, ihr Verhalten gegen uns, ihre Werke und Leistungen u. a.

2) Wer lobt? Wer dazu Lust hat; das Recht dazu haben besonders Eltern gegen ihre Kinder, Lehrer gegen die Schüler, Vorgesetzte gegen die Untergebenen, überhaupt Höhergestellte. — Auch Freunde? — Warum nicht, als Ausdruck ihrer Liebe. Doch erfolgt dieser selten durch Lob, meist durch das freundlich herzliche Benehmen. Gegen ausgesprochenes Lob sträubt sich das Zartgefühl, weil es als Schmeichelei oder Aufforderung zu Gegenlob erscheinen könnte.

3) Wie wird gelobt? direkt und indirekt. Letzteres indem man nicht die Person, sondern etwas von ihr ausgegangenes, ihr nahe angehöriges lobt, also ein Werk, eine Handlung oder Rede: wenn man z. B. eine Mutter in ihren wohlerzogenen Kindern lobt. Hier wird oft viele Feinheit angebracht, besonders verstehen sich Höflinge darauf, ja es ist möglich, durch Tadel und Vorwurf zu loben. — Verdienter und unverdienter Weise. Letzteres Lob ist entweder Schmeichelei oder Ironie.

4) Wirkung des Lobes. Gegen den Lobenden erweckt es Zuneigung und Wohlwollen. Dem Gelobten ist es ἥδιστον

ἀκρόαμα, und nicht blos wenn er stolz und eitel ist; denn jeder liebt es sich geachtet zu wissen. Besonders wenn es unerwartet kommt für Eigenschaften, denen man mißtraut. Sonst ist seine Wirkung sehr verschieden, je nachdem eben die Menschen sind; ermunternd und anregend für den Strebsamen, kräftige Arznei für den Muthlosen und Kleinmüthigen, Gift für den Eingebildeten. Mancher ist dadurch besser, mancher schlechter geworden. Deshalb haben Eltern und Lehrer viel Vorsicht anzuwenden. — Was am meisten wohlthut ist das der Bewährten, der Kenner und Meister, weil es ein Zeugniß gibt, daß man es schon weit gebracht, und weil es die Bürgschaft der Wahrheit trägt. Laudari a laudato. —

Es gibt aber auch ein öffentliches und allgemeines Lob beim Publikum. Das ist Ehre und guter Name: ein höchst schätzbares Gut, weil es Freudigkeit und Muth bei unserm Wirken gibt und unsern Einfluß verstärkt.

5) Darf man sich selbst loben? Fragen wir zuvörderst ob das vorkomme. Gewiß, und gar nicht selten. Wie wirkt das auf die Hörenden und was denken sie von dem, der es thut? — Doch mit Ausnahme. Oder dürfte ein Vater nicht dem Sohne eine ruhmwürdige Eigenschaft nennen und ihm sagen, siehe durch diese habe ich selbst mein Glück gemacht?

6) Soll man nach Lob streben? Jedenfalls nach dem Löblichen, dem das Lob der Braven gewiß ist.

7) Noch gibt es ein Lob, das nicht zu unsern Ohren gelangt, doch aber für das reinste und ehrendste gilt. Das ist das Nachlob post cineres.

8) Noch die Frage: darf man auch Gott loben? ist er nicht zu hoch über das schwache Menschenlob erhaben? Gewiß, darf und soll man es, wo dankvolle Bewunderung das Gemüth rührt und ergreift:

wer wollte Gott nicht loben
und ihm nicht dankbar sein,
da seiner Güte Proben
sich jeden Tag erneun!

22.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht.

Ein inhaltreiches, aber räthselhaftes und dunkles Wort, das Schiller in die Welt geworfen hat, zu dessen Deutung unsere Kräfte nicht ausreichen. Doch pflegt man wohl bisweilen auch an einer schweren Last zu rütteln, die man fortzubewegen nicht hoffen darf.

Also ein Gericht wäre die Geschichte! was für eines? Wahrscheinlich ein Criminalgerichtshof, ein Schwurgericht, wo Kläger und Beklagte, Vertheidiger und Richter derselben Klasse zugehören und Alles öffentlich vor Vielen verhandelt wird. Doch mit dem wichtigen Unterschied, daß bei diesem nur Freisprechung oder Verurtheilung erfolgt, bei jenem weltgeschichtlichen aber auch Prämien für das Rechtthun ertheilt werden. Wie und in welcher Weise geschieht das eine und das andere? Nicht durch ausgesprochene Sentenz, sondern durch die Wirkungen und Folgen menschlicher Handlungen, die in ihrer Fortentwickelung früher oder später hervortreten. Das läßt sich an vielen und großen Exempeln nicht bloß Einzelner, sondern ganzer Nationen nachweisen. Wie ist z. B. der Fleiß und die ausdauernde Tapferkeit der Niederländer durch die herrliche Blüthe ihres Staates belohnt, wie dagegen die Entartung der spätern Römer durch Verfall und Untergang bestraft worden!

Doch wie? sind denn die Menschen so ganz sich selbst überlassen und Herren im Hause? und steht es ihnen frei nach Gutdünken Lohn und Strafe auszutheilen? Ist nicht Gott Herr und Regent? — da sagt man: es existirt eine sittliche Weltordnung, die sich im Lauf der Dinge und Begebenheiten manifestirt und diese ist eben ein Gottesgericht, und zwar ein gerechtes, weil von Gott kein anderes denkbar ist.

Nun bestätigt aber eine sichere oft gemachte Erfahrung das Wort eines berühmten Historikers: les explications de l'histoire ne sont pas les arrêts de la justice. Himmelschreiende Ungerechtigkeiten von tiefeingreifenden, langanhaltenden Folgen sind zu allen Zeiten begangen worden, und wenn sie vielleicht später ihre Ahndung erhalten haben, was half

das den Beleidigten, Mißhandelten, zu Grunde Gerichteten? sie mußtens eben leiden. Die wohlthätigsten Unternehmungen sind im Entstehen unterdrückt, die ungeheuersten Verbrechen ungehindert ausgeführt worden, und haben sich die Zeiten geändert, steht es jetzt besser? — Da wäre also ein ungerechtes Gottesgericht vor uns ausgebreitet — welch ein unerträglicher und unsinniger Widerspruch! Wie kommen wir aus diesem Dilemma?

1) Wenn wir unser Unvermögen offen und frei bekännten und uns auf das Gebiet des religiösen Glaubens und Gottvertrauens zurückzögen, mit der Hoffnung: einst werd' ich das im Licht erkennen, was ich auf Erden dunkel sah, — dürfte man uns den Vorwurf machen, daß wir uns im asylum ignorantiae versteckten? Aber müssen wir denn nicht viele andere Fragen auch unbeantwortet lassen? Sokrates hat bekannt, er wisse nur daß er nichts wisse; Montaigne, ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, pflegte zu sagen: que sais-je? und so alle tiefen Denker. Beschämend ist freilich dies Geständniß, aber *keine* Schande, wenn selbst ein erleuchteter Apostel sagt: wie unbegreiflich sind Gottes Beschlüsse und wie unerforschlich seine Wege! Wer hat je des Herrn Sinn erkannt, wer ist sein Rathgeber gewesen? Röm. XI. 33 und an einer andern Stelle: wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte. (1 Cor. XV. 12.) Die Natur legt uns dergleichen viele vor; wir sind uns selbst ein Räthsel: wie wollen wir die Geheimnisse Gottes errathen?

Da uns aber doch unser Verstand nöthigt, Versuche zu machen, ob es uns gelingen möge, einiges Licht über eine Frage zu gewinnen, die uns oft beschäftigt und beunruhigt, so wagen wir zu sagen:

2) Sowie das Licht in einer nebelhaft trüben Atmosphäre seinen vollen Glanz nicht entwickeln kann, so können sich auch die herrlichen Eigenschaften Gottes und unter diesen seine Gerechtigkeit in einer durch Thorheit und Sünde so greulich getrübten Welt nicht in ihrer vollen Klarheit zeigen. Wer aber diese Trübung verschuldet hat, das wissen wir wohl.

3) Die Tugend kann, man möchte sagen in ihrem eigenen Interesse, mit dem Weltlaufe, wie er jetzt ist, nicht parallel gehen. Sie ist keine Wechselbank. Das Erdenleben ist eine

Erziehungsanstalt, wo schwere Lektionen durchzumachen und harte Aufgaben zu lösen sind.

4) Und am Ende behaupten wir, das Weltgericht der Menschen unter einander, wo bald gerecht bald ungerecht entschieden wird, sei nicht das endgiltig entscheidende göttliche Gericht. Nirgends in der heil. Schrift steht das Schillerische Wort an vielen Stellen aber wird auf ein künftig einmal am Ende der Tage zu erwartendes Gericht hingewiesen. Hoffte doch selbst Sokrates schon, in einer andern Existenz gerechte Richter zu finden: wie sollten wir nicht als Christen einen „neuen Himmel und eine neue Erde, wo Gerechtigkeit wohnt, hoffen dürfen?

23.

Beruhigung bei der Wahrnehmung besserer Fähigkeiten Anderer.

Daß einige unserer Jugendgefährten gewisse körperliche Vorzüge besitzen, die uns abgehen, daß sie größer, schöner, stärker auch wohl gesünder; daß wieder andere durch den Wohlstand ihrer Eltern mit Hilfsmitteln ihrer Studien reicher ausgestattet sind, bemerken wir ohne Neid; aber nicht so gleichmüthig gönnen wir dem und jenem überlegene Anlagen und Fähigkeiten, die sich in leichter Fassungskraft, in treuem Gedächtniß, lebendiger Phantasie und Erfindung so oft in einer unsere Schwäche beschämenden Weise kundgeben. Ihnen scheint alles anzufliegen, ohne sonderliche Mühe machen sie Fortschritte, denen unser Fleiß nicht nachkommt: warum sind wir doch nicht gleich gut begabt? Wie wollten wir mit ihnen in die Schranken treten!

Wir wollen diesen eine Klage, die keinen unedeln Grund hat, nicht verübeln, doch aber zu ihrer Beruhigung sie auf Folgendes aufmerksam machen.

1) Wohl sind die geistigen Fähigkeiten manigfaltig abgestuft und einigen in höherem Grade zuertheilt, aber die Grundlage aller ist doch immer ein gesunder Menschenverstand; dieser

reicht zu den wissenschaftlichen Studien und zu allen Verrichtungen und Geschäften des Lebens vollkommen aus. Und den wirst du dir doch gewiß nicht absprechen wollen. Ist dein Gedächtniß weniger treu, so weißt du ja, welcher Stärkung es durch fleißige Uebung fähig ist. Ueberhaupt können alle Anlagen durch Gebrauch und Uebung eine unglaubliche Steigerung erhalten, und mit Recht haben schon sehr ausgezeichnete Männer gesagt, das Genie sei eigentlich nichts anderes als der Fleiß. Oder ist vielleicht auch die Arbeitskraft eine Begabung? Fast sollte man es vermuthen, wenn man gewahrt, daß manche vorzügliche Köpfe es nicht über sich vermögen, bei einer Beschäftigung anhaltend auszudauern. Aber besitzt denn nicht jeder das Vermögen, sich selbst zu bestimmen? und kann man sich mit Schwäche seiner Willenskraft entschuldigen?

2) Bemerke doch auch die Gefahren, denen Menschen von vorzüglichen Geistesgaben ausgesetzt sind. Nicht wenige derselben wähnen, weil ihnen das Lernen leicht wird, der Mühe des Studiums überhoben zu sein, werden träge und nachlässig und am Ende von den Minderbefähigten aber Fleißigen weit überholt. Diese sind es die in Aemter und Würden eintreten, weil sie überall brauchbar sind, während manche, von denen man weit mehr erwartete, die aber mit ihrem reichen Kapital nicht zu wuchern verstanden, in der bürgerlichen Gesellschaft ein schlechtes Fortkommen finden. Siehe, diese Versuchung zu Eitelkeit und unzeitiger Selbstüberschätzung, zu Leichtsinn und Erschlaffung in der Periode, da gerade die höchste Kraft aufgeboten werden sollte, zum Zurücksinken in unbedeutende Mittelmäßigkeit bleibt Dir ferne, wenn du das Bewußtsein trägst, allein auf deine Energie angewiesen zu sein.

3) Ferner bedenke, daß wohl auch nicht selten mit großen Hilfsmitteln Kleines und mit kleinen Großes ausgerichtet worden ist. Alles kommt an auf Gebrauch und Anwendung. Eine mäßige Kraft am rechten Orte und zur rechten Zeit in Thätigkeit gesetzt, bewirkt mehr als eine weit größere die mal à propos und hors de saison angewendet worden.

4) Vergiß aber auch nicht, daß es weniger geistige Vorzüge des Verstandes, als sittliche des Gemüths und Charakters sind, die den Menschen liebens- und achtungswerth machen, und

oft über sein Lebensglück entscheiden. Die offenen, freundlichen, gefälligen Naturen gewinnen überall die Herzen, solchen mag man gern dienen und helfen, und alle anderweitigen guten Eigenschaften erhalten durch diese ihr Relief. Diese Vorzüge aber sind weniger von der Natur abhängig; ein Herz voll Menschenliebe und Wohlwollen gewinnt sie auch ohne besonderes Talent.

24.

Immortalia ne speres.

So ruft uns Horaz zu in der schönen Frühlingsode (IV. 7.) Zu dieser Warnung verlaßt ihn der Wechsel der Jahreszeiten:

Jahre folgen auf Jahre, dem Frühling reichen der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.

Doch könnte ja aber die Erfahrung von der sichern Wiederkehr der Hora auf die entgegengesetzte Reflexion leiten, auf das unzerstörbare Bestehen des Schönen, das eine Zeit lang zwar verdunkelt aber nicht aufgehoben werden kann; ja wir möchten unsere poetischen Freunde einladen, in diesem Sinne (immortalia speres) eine Gegendichtung zu versuchen. — Hier aber halten wir uns zuvörderst an Horaz, und fragen: was ist an uns und den Unsrigen sterblich, und dann weiter, was bleibt unvergänglich? Denn alles was wir sind und haben, werden wir doch nicht in den Abgrund der Vernichtung versenken wollen.

1) Daß unser Körper und unsere gesammte in ihm beschlossene zeitliche Existenz sterblich ist, dazu alle Gaben der Erde, alle Lebensverhältnisse, bedarf keiner besondern Erinnerung. Aber auch anderes, nicht aus materiellem Stoffe gewirktes, unterliegt demselben Loose: unsere Wünsche und Hoffnungen, unsere Gesinnungen und Meinungen, unsere gesammte Weltanschauung. Gleichgiltig, ja wohl verächtlich wird uns

vieles, was uns früher erfreut und entzückt hat: aber auch die Schätzung unserer selbst bleibt nicht zu jeder Zeit dieselbe, der Curs steigt und sinkt.

2) Wie steht es ferner mit unserer Wirksamkeit? Ist es nicht als wie wenn man einen Schlag ins Wasser macht, der eine gleich hinter dem Stabe sich schließende Oeffnung hervorbringt? Mit all deiner Thätigkeit bist du nach deinem Abtreten vom Schauplatze alsbald ersetzt und vergessen: wer nimmt sich Zeit der Todten zu gedenken als nur etwa in flüchtigen Erinnerungen? Der Lebende hat Recht, weil er seine Angelegenheiten und Sorgen hat: Du selber bist ein fallend Laub, und was du hast zerfällt in Staub, und was du bist wird Todesraub.

Ist denn also nichts auf diesem Kirchhofe unsers Seins und Habens unsterblich, kein pars mei quae vitet Libitinam?

Doch wohl! Tacitus nennt es: Forma mentis aeterna. Aber was versteht er unter dieser? Schwerlich etwas anderes als einen festen in sich geschlossenen, edlen Römersinn und Charakter. — Uns ist es verstattet, seinem Ausdrucke, der gewiß das Richtige trifft, im Sinne des Christenthums eine andere Deutung zu geben und etwa so zu sagen: sie ist die durch Gottesliebe und göttliches Leben hervorgebrachte Vergeistigung unsers Wesens. Denn wie du liebst, also bist du. Liebst du die Erde, so bist du irdisch, d. h. vergänglich, liebst du Gott, so bist du göttlich, also unvergänglich.

Wie ist es ferner mit unserm Wirken auf der Erde? ist das wirklich alles wie Seifenblasen, Rauch und Nebel? wir sagen, was in Gott, d. h. in Ehrfurcht und Gehorsam gegen ihn, in verständiger, gewissenhafter Treue und Beharrlichkeit gethan worden, das besteht und fließt zusammen mit allem was in gleichem Sinn und Geist unternommen und ausgeführt worden, weil es mit zum großen Weltplan gehört, der das Gute zu Reich, Kraft und Herrlichkeit erheben will.

Wie endlich mit unsern auf Erden angeknüpften Liebesverhältnissen? Löst sie der Tod alle ohne Unterschied? Christus hat eine Wiedervereinigung mit seinen Lieben auf das Bestimmteste ausgesprochen, und das gibt Hoffnung, daß auch unsere Verbindung mit edlen Seelen nicht blos für die kurze Zeit des irdischen Zusammenlebens geschlossen sein könne.

Ueberhaupt besteht über dieser Welt der Gestalten und Erscheinungen eine Welt der Werthe, in der man keine Unvergänglichkeit, keinen Tod kennt.

25.

Quis quid ubi quibus auxiliis cur quomodo quando.

Nach diesen bekannten Kategorien, die man auch versetzen und beliebig mit einigen andern vermehren kann, läßt sich mancher Stoff bearbeiten. Wir machen hier den Versuch mit dem menschlichen Leben selbst.

Es kann das aber in zweifacher Weise geschehen, je nachdem wir dessen Licht- oder Schattenseite hervorheben. Wir machen den Anfang mit letzterer, indem wir bevorworten, daß wir nicht die Anschauung eines lebensfrohen, der Vorsehung dankbaren Gemüthes geben wollen, sondern gegen unsere Ueberzeugung den Pessimisten spielen und grau ins Graue malen, wie das von Vielen wirklich schon in schmerzvollen Stunden der trübsten Stimmung nicht selten geschehen ist.

1.

Quis? Der Mensch. Was ist er? Ein schwaches hilfsbedürftiges Wesen, das spät erst zu einiger Entwicklung gelangt, wenn die beste Zeit schon vorüber ist, Diener seiner Triebe und Bedürfnisse, allen Schlägen des Schicksals preisgegeben, im Kampfe mit sich und der Welt, zahllosen Krankheiten und Unbilden unterworfen, von kurzer und unsicherer Lebensdauer, in einem unaufhörlichen Wechsel von Freud und Leid umhergeschleudert, und dann wie Rauch und Nebel verschwindend.

Quid? ein Traum, bald heiter, bald sehr beängstigend; eine Reise, sehr oft bei schlimmem Wetter, auf bösen Wegen, in schlechter Gesellschaft, wir wissen nicht woher und wohin.

Ubi? auf der Erde, die ein dunkler Planet, zum Theil nur aus Noth bewohnt, furchtbaren Revolutionen durch Erd-

beben, Vulkane und Ueberfluthungen unterworfen, in ihrem Innern den Keim ihrer Zerstörung trägt.

Quibus auxiliis? Mit Hilfe der Vernunft, die bei der überwiegenden Mehrzahl von Unwissenheit, Vorurtheil und Aberglauben dicht umwölkt, sich langsam und kärglich entwickelt, im Kampf mit Trieb und Begier gewöhnlich den kürzeren zieht, dem Bösen ebenso bereitwillig dient als dem Guten.

Quomodo? in einer kläglichen Weise, indem mit jedem Fortschritte auf der einen Seite Rückschritte nach der andern hin gemacht werden, jede Entwickelung wenn sie sporadisch hie und da zum Vorschein kommt, bald in ihrer Blüthe zerstört wird und nirgends etwas Haltbares zu Stande kommt, ja wo ein befriedigendes Zusammenleben nicht gehofft werden darf.

Quando? fragt nach der Zeit, in deren Strom sich das Ganze wie ein geschlagenes Heer in rasender Flucht bewegt, die alles erzeugt, um alles wieder zu zerstören, die schonungslos das Edle und Schöne früher noch als das Gemeine wegmäht, die ein unbegreifliches Räthsel von einem Nichtmehrsein zu einem Nochnichtsein übergehend dem wirklichen Sein nur den flüchtig verschwindenden Augenblick, das Jetzt, überläßt.

Diesem trüben Bilde stellen wir ein helles gegenüber.

2.

Wer? der Mensch, ein Kind Gottes, das aus dem Vaterhause auf die Wanderschaft durch die Natur hinausgeschickt, reich ausgestattet und schöner gestaltet nach einiger Zeit wieder in die Heimath zurückkehren soll.

Was ist sein Leben und was die Welt? Eine göttliche Erziehungsanstalt, wo Natur, Freiheit und Schicksal unter göttlicher Leitung zusammenwirkend den Ungeschickten in Zucht und Unterricht nehmen.

Wo? auf der Erde, die ein Wunder der göttlichen Macht und Weisheit durch ihre vernünftigen Bewohner wieder werden soll, was sie im Anfange war, ein Garten, in dem der Baum des Lebens steht und der Herr in der Kühle des Abends lustwandeln mag.

Mit welchen Hilfsmitteln? Mit Hilfe seiner Vernunft, die jetzt schon die Natur verschönert, das Leben durch

sittliche Elemente verherlicht, ein Reich der Erkenntniß gegründet und Fortschritte angebahnt hat, die auf mannigfaltigen Wegen der Wahrheit immer näher führen. — Mit Hilfe der Offenbarung, die der Willensthätigkeit ihre ewigen Normen vorgezeichnet, ihr letztes Ziel festgestellt und die Mittel dargeboten hat, durch welche die Kräfte in harmonischem Zusammenwirken einen Gottesstaat zustandebringen können.

Zu welchem Zwecke?

Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Wie und in welcher Weise? In unaufhörlicher Arbeit und Mühseligkeit, im Kampfe mit den ungöttlichen Mächten, in rastlosem Streben, das bei aller Verschiedenheit, bei allem Widerstreit der Kräfte im Laufe der Zeiten, im Wechsel der Generationen, durch Sturm und Ungewitter seinen Weg sicher verfolgt.

Wann aber? „Einst, so hör' ich die Sibylle sagen." —

26.

Gutes Vernehmen mit Andern.

Ist's möglich, so haltet mit jedermann Frieden! Wäre das kein religiöses Gebot, so müßte jeder schon durch das Streben, sein eigenes Wohl zu begründen und zu wahren, darauf hingewiesen werden, weil Unfriede und Streit, Ungunst und Feindschaft zu keinem Genusse des Daseins gelangen läßt. — Aber wie habe ich es anzufangen, um Störungen zu vermeiden und Andere mir wohlwollend zu erhalten? Was gibt die Lebensklugheit für Regeln und Vorschriften? Es sind deren viele in vielen Schriften aufgestellt, durch eigenes Nachdenken aber mit Hilfe einiger Erfahrung kann man die wichtigsten leicht selbst auffinden, besonders wenn man sich gewisse Fragen aufrichtig beantworten will.

1) Sage doch, welche Menschen du nicht leiden magst? Doch gewiß diejenigen, welche deine Vorstellung von dir selbst,

deinen Werth und deine Vorzüge durch Worte oder Benehmen verletzen. Daraus entnimm dir die Regel, wo nicht etwa künftig einmal Amt und Pflicht dazu auffordert, dem Selbstgefälligen und Eingebildeten ein ernstes Wort der Wahrheit zu sagen, jeden gelten zu lassen für das, was er gelten und vorstellen will. Störe unberufen keinen in seinem Selbstgefühl.

2. Sprich und gestehe, bist du Andern mit Aufopferung eigener Bequemlichkeit, eigenen Vortheils zu dienen bereit? — Wenn es ohne diese Zumuthung geschehen kann, gewiß; in andern Fällen aber wirst du dich hart dazu entschließen und dem Andern durch ablehnende Antwort wehe thun. Daraus entnimm dir dieses: suche dich durch eigene Thätigkeit in eine Lage zu versetzen, wo du keine besonders wichtigen Gefälligkeiten und Dienste von Andern zu verlangen brauchst. Je weniger du von ihnen forderst, desto besser kommst du mit ihnen aus.

3. Die Hand aufs Herz: warst du nie undankbar oder doch danklos gegen Wohlthäter, besonders Eltern und Lehrer? — Nun so erwarte auch für deine Gefälligkeiten und Dienste keinen Dank noch Lohn, fahre aber gleichwohl fort, ihnen zu dienen und schäme dich des Undankes.

4. Hast du es gern, wenn ein Dritter sich unaufgefordert in deine Angelegenheiten mischt? So thue auch du nicht was dir mißliebig ist, kehre vor deiner Thüre, und nimm selbst aufgefordert nur vorsichtig und behutsam Antheil an fremden Anliegenheiten; man erntet davon gewöhnlich schlechten Dank. Dringe dich auch keinem als Freund auf, zeige dich aber Allen achtungswerth.

5. Daß man seine Zunge zügeln und in seinem Urtheile behutsam sein solle, gehört unter die bekanntesten und doch oft verletzten Regeln der Klugheit.

6. Erweise jedem die gesellschaftlich conventionelle Achtung, auch wenn du ihn im Herzen nicht achten könntest, sei freundlich und höflich.

7. Wie gefallen dir die Leute, die gern und viel von ihren Kenntnissen und Talenten, von ihren Plänen und Verdiensten sprechen? Ist es nicht als wollten sie sagen: siehe ein Solcher bin ich, wer aber bist du dagegen? — Somit weißt du was zu meiden.

8. Sind dir nie empfindliche, leicht verletzliche Naturen vorgekommen, die keinen Scherz verstehen, die überall voll Mißtrauen Anspielungen auf sich und versteckte Kränkungen sehen? frage dich ob du vielleicht selbst eine solche bist, und sei besonders in Scherz, Witz und Neckerei sehr behutsam.

9. Treten demnach Irrungen und Mißverständnisse ein, so schaffe dir den Druck, den jede Verfeindung auf das Gemüth übt, durch baldige Versöhnung vom Herzen und lasse keine Verbitterung eintreten.

Du siehst, die meisten dieser Regeln sind prohibitiv, Warnungen, Abmahnungen. Auf die positiven macht dich Erziehung, Unterricht und gutes Beispiel aufmerksam.

27.

Versäumniß.

Sünden und Thorheiten, die später sehr unerfreuliche Folgen haben, werden nicht blos durch das, was man pflichtwidrig oder ungeschickt gethan, sondern besonders auch durch das, was man bei manchen Vorkommnissen zu thun unterlassen hat, d. i. durch Versäumnisse begangen. Wollen wir einige besonders erhebliche Fälle, bei denen sie durch späte Reue bestraft werden, hier namhaft machen.

1. Dazu gehören besonders die Gelegenheiten. Man hat in früheren Jahren Gelegenheit gehabt, etwas sehr nützliches, z. B. eine neuere Sprache oder schöne Kunst zu lernen, aber sie aus Trägheit oder Verkennen ihres Werthes nicht benutzen mögen. Wozu brauche ich das Englische und wozu Musik? wozu Mathematik? So spricht gar oft der jugendliche Leichtsinn. In reifern Jahren, wenn Verstand und Einsicht gekommen sind, lautet die Sprache anders. Da heißt es: was gäbe ich doch darum, wenn ich — welcher Thor war ich damals! Und gerade diese Klage wird so oft vernommen!

2. Aber auch von anderer Art können die unbeachtet gebliebenen Gelegenheiten sein; z. B. Gelegenheit zu Reisen in fremde Länder. Nicht selten bieten sich diese dem gereiften Jüng-

ling dar, besonders wenn dieser etwas Tüchtiges gelernt hat. Aber er konnte es zu keinem Entschluß bringen, und später ist sie nie wieder gekommen. Andere Gelegenheit dies und jenes sehr Interessante anzusehen oder zu hören, z. E. gewisse Collegien an der Universität zu hören, Bekanntschaften mit bedeutenden Personen anzuknüpfen, werden übersehen; ja zuweilen hat sich wohl auch das Glück selbst — was man so nennt — unversehens umsonst dargeboten.

3. Schmerzlicher aber als vielleicht alles andere, was übersehen worden, ist die Zeit und Gelegenheit sich Freunden und Wohlthätern dankbar zu erzeigen. Da sind Eltern und Geschwister, du warst in der Lage, ihnen Freundlichkeit, Gefälligkeit, Dienste zu erweisen und deine Liebe und Erkenntlichkeit in irgend einer Weise zu bethätigen — siehe jetzt sind sie todt und nun erwacht die Reue, ihnen so wenig gewesen zu sein. Wie würdest du, könnten sie wieder aufleben, ganz anders verfahren!

4. Wie aber erst, wenn sich das Versäumte nicht blos auf Einzelnes, sondern auf eine ganze lange Lebensperiode bezöge? Wenn du während deiner jungen Jahre die Pflicht der sorgfältigen Vorbereitung, der Grundlegung künftigen Glückes, künftiger Ehre versäumt und nichts gelernt hättest! Und leben denn nicht wirklich manche so in den Tag hinein, als ob es für sie keine Zukunft gäbe? Wie dann, wenn sie aus dem wüsten Traume erwachen? — So zieht sich durchs ganze Leben eine Reihe von Versäumnissen, von denen wir die in spätern Jahren in Amt und Beruf, in Kindererziehung u. a. verschuldeten gar nicht erwähnt haben; und wenige werden sein, die sich nicht leichtere oder schwerere vorzuwerfen haben.

Fragen wir aber, wie man es anzufangen habe, um wenigstens nichts sehr wichtiges zu übersehen, was später bitter bereut werden müßte, so wäre manches zu empfehlen, was freilich jeder sich selbst sagen kann. Stete Besonnenheit würde vor solchen Thorheiten sicher schützen. — Aber ist es nicht ein ähnlicher guter Rath, als wie: bleibe nur immer gesund, so wirst du nicht krank werden? — Wie komme ich denn zu einem beharrlichen Bewußtsein meiner selbst, meiner Pflicht und Bestimmung? darauf ließe sich antworten: durch ein sehr eingezogenes Leben in beständiger Thätigkeit und Pflichterfüllung, in Vermeidung

zerstreuender Spielereien und eitler Unterhaltung. Ja durch pythagorische Selbstprüfung am Schlusse jeden Tages, wobei immer die Frage wiederkehrt: habe ich heute nichts versäumt? — Manchem hat auch ein Tagebuch gute Dienste geleistet. Endlich auch durch klugen Rath der Verständigen, der, wo er nicht von selbst kommt, wohl auch nachgesucht werden müßte.

28.

Die trockenen Seelen

hat der weise Heraklit für die besten erklärt. Der Ausdruck ist bildlich nach der Analogie eines Körpers, der unbeschwert von überflüssigem Blut und Fett, von üppigen Säften kerngesund und kraftvoll zu allen Verrichtungen tauglich und wohlgeübt ist. Was aber mag in der Seele als Trockenheit gelten? Doch wohl dieselbe Freiheit von aller Beimischung und Zuthat, die unbehilflich, träge und unbrauchbar zu ihren Geschäften und Arbeiten machen würde. Also eine verständige, ruhige, thatkräftige Seele wäre nach Heraklit eine trockene. Und was wäre dagegen eine fette, aufgedunsene, wässerige Seele? Eine weichmüthige, empfindsame, in der Gefühl und Phantasie das Uebergewicht über Verstand und Willen haben.

Weiter fragt sich, was doch die Seele, die zu beiden Beschaffenheiten die Anlage hat, feucht und schlaff mache. Antwort: Verfall der öffentlichen Zucht und Disciplin, der Waffen- und Kriegsübung, die bonae paces ventique secundi und darauf das in vitia fortuna labier aequa, d. h. in Luxus, Genußlust, Habsucht u. a.

Die Wissenschaften sind gesunde Nahrung und Kräftigung des Geistes, weil sie sein edelstes und höchstes Vermögen in Thätigkeit setzen und auf die würdigsten Gegenstände richten; aber die schönen Künste haben nicht dieselbe Beschaffenheit und Wirkung. Die Geschichte des griechischen Volkes hat gezeigt, daß herrschende Liebe zum Schönen und feine Geschmacksbildung auch eine von Natur kräftige Nation entnerven könne. Als in den athenischen Volksversammlungen nicht mehr das schlichte

Wort des besonnenen und erfahrenen Mannes, sondern die geputzte Rhetorik des Schönredners die Beschlüsse dictirte, da ging es zur Neige, und als die hellenische Volkskraft erschöpft war, feierte die causa morbi mortisque, die schöne Kunst, noch lange Jahrhunderte ihren Altweibernachsommer. Und wie hat die Kraft des Römervolkes geendet? Pingimus et psallimus Achivis doctius, puerique patresque — carmina dictant.

Wie kann aber das Schöne und die Liebe zu ihm solche Schwächung verursachen? Ist sie nicht die herrlichste Blüthe eines Volksgeistes, Zierde und Schmuck bei Mit- und Nachwelt? Dadurch daß sie von Gefühl und Phantasie ausgehend dem Genießenden (ich sage nicht dem Produzenten) thatlose Befriedigung ohne kräftige Anregung der Denk- und Willenskraft bietet, daß sie einen Dilettantismus erzeugt, der dem Ernste abhold leicht bei der Jugend überhand nimmt, daß sie zu einem Luxus den Weg bahnt der sich über ganze Klassen und Stände verbreitet, weil Eleganz in Wohnung, Kleidung, Möbeln u. s. w. als Kennzeichen feinerer Bildung gilt.

Freilich ist das nicht Schuld des Schönen und der Liebe zu ihm, sondern einer ungeschickten Liebhaberei, die es zu einem Spiel der Mode verkehrt, die nicht in der edlen Form, sondern in ihrem leichtsinnigen Wechsel den Reiz sucht.

Ist aber dieser verderbliche Einfluß der schönen Künste, mögen sie auch nicht daran schuld sein, sondern nur Veranlassung zum Mißbrauche geben, auch noch in unseren Zeiten möglich? Ist er nicht paralysirt durch die Verbreitung und Vertiefung der Wissenschaft, den Aufschwung der Industrie und des Handels, den militärischen Geist des Jahrhunderts, durch die allenthalben hereinbrechende Noth der Menschen? — Gewiß! es ist nicht zu befürchten, daß jemals wieder allgemeine Verweichlichung durch ausschließende, verkehrte Vorliebe für schöne Kunst eintreten könne.

Und doch ist solche in einzelnen Lebenskreisen noch immer möglich. Denn die belletristische Literatur hat weite Verbreitung und ein großes Lese-Publikum, und eben diese vermag die Seelen zu verwässern. Wir verstehen aber unter dieser die Literatur der Unterhaltungsschriften, die in verschiedenen Formen in allen Lesebibliotheken ausgeboten werden. Diese haben einen gefährlichen Reiz nicht blos für die ausgemachten Müssiggänger, sondern

auch für manchen feinfühlenden phantasievollen Studirenden, weil der Genuß mit keinen grammatischen und logischen Schwierigkeiten verbunden ist, weil man da wie im Fluge von einem zum andern eilen und sich einbilden kann, dabei viel zu lernen, ja wohl gar auf seine delikaten Empfindungen stolz sein zu dürfen meint. Bald fängt er auch wohl selbst an, sich in diesem Fache zu versuchen und Pfuschereien zu liefern, die ihm um so mehr schaden, wenn er vielleicht einigen Beifall findet.

Aber möchte einer sagen, die trockenen Seelen des Heraklit haben ja eine bedenkliche Nachbarschaft an den dürren, saft- und kraftlosen, erzprosaischen. Damit steht es jedoch nicht so schlimm. Der Verkehr mit Frauen, mit Kindern, das Familienleben, die Liebe verhindert das Eintrocknen und Welkwerden.

Können aber trockene Seelen schöne Seelen sein? Was nennt man so? Die weichen, sanften, zarten Gemüther, die duldsamen voll Liebe und Ergebung. — Wir verehren solche bei Weibern; der Mann aber soll so zu sagen Granit in sich führen; seine Schönheit ist von anderer Art, nicht Anmuth, sondern Würde, nicht venustas, sondern dignitas, nicht dem Reizenden, sondern dem Erhabenen verwandt.

29.

Die Masken.

Das Wort persona bedeutet im Lateinischen Maske, und im Deutschen ist es synonym mit Mensch und Individuum. Der Uebergang von jener Bedeutung zu dieser ist bekannt, und gleichwohl hat die Umwandlung etwas, das frappirt und nachdenklich macht. Sind wir etwa zugleich Personen und Masken? — Oft hat man im Scherz und Ernst das Leben der Menschenwelt selbst eine Maskerade genannt; gewiß aber ist es, daß es voll von Verkleidungen ist, die die wahren Gestalten und Physiognomien hinter falschen, die eigenen hinter fremden verstecken.

Fragen wir denn:

1) Wie sind diese Masken? — Einige verschönern, andere entstellen. Letztere nennt man Larven.

2) Was dient als Maske? — Bei jener natürlich

das schön und reizend Aussehende, und leider muß sich sogar das Edelste oft genug dazu mißbrauchen lassen, das Häßliche zu maskiren. Z. B. die Freundschaft und Liebe, ja die Tugend selbst.

3) Wer und was trägt sie? Menschen, aber auch Dinge.

4) In welcher Absicht? — Um zu täuschen, zu gefallen.

5) Wie lange? Oft kurze, oft auch lange Zeit.

6) Demaskiren sich nicht die, welche solche tragen? Ja, manche Masken fallen von selbst, doch ist es mißlich, darauf zu warten, und immer besser, sie ihnen bei guter Zeit abzuziehen, ehe es Unglück und Tod thun. Denn gefährlich ist jede Täuschung.

7) Also Menschen tragen Masken, doch nicht alle und nicht immer, oft nur bei besondern Veranlassungen und nicht immer in schlimmer Absicht.

8) Was schützt gegen solchen groben oder subtilen Betrug? — Besonders die Erfahrung.

Doch die gefährlichsten sind nicht die, welche Menschen, sondern welche

Dinge

tragen. — Wie aber ist das möglich?

Die Dinge an sich nehmen freilich keine vor das Gesicht, aber wir sind es, die ihnen Masken leihen und dann — unbegreiflich! — sie für ihr wahres Gesicht halten. — Welche Dinge? Nun z. B.

1) der Reichthum trägt eine glänzende Maske, die in tausend Farben schillernd Genuß und Freude, Achtung und Ehre vorspiegelt. Millionen schielen sehnsüchtig nach ihm hin. Wohl ist es leicht, ihn durch Reflexion zu entlarven, gleichwohl aber behauptet er in Wunsch und Streben seine Truggestalt.

2) Stand, Rang und hohe Würden, Pulchrum est digito monstrari et dicier hic est.

3) Der Ruhm, nicht jeder, aber der des Herrschers und Eroberers. Ueberhaupt die personata felicitas in allen Gestalten.

Aber gibt es nicht auch widerliche, schreckende, ja furchtbare Masken, die viel Gutes und Wohlthätiges verdecken? — Auch solche z. B.

1) die Arbeit, besonders der Jugend gegenüber.
2) Tadel, Verweis und Vorwurf. Wie ärgerlich und widerwärtig, und doch wie heilsam wenn verdient!
3) Die Armuth. Wie viele sprechen wie der Schatzgräber bei Göthe:

   Armuth ist die größte Plage, Reichthum ist das höchste Glück!

   Aber non in paupertate vitium est, sed in paupere.
4) Der Schmerz, freilich für die unmittelbare Empfindung ein Uebel, und oft ein fürchterliches, aber auch nicht selten ein heilsames Correctiv; doch die furchtbarste und entsetzlichste Maske trägt
5) Der Tod. Aber er hebt sie selbst und zeigt hinter ihr dem Redlichen eine Welt voll Heil und Freude.

So ist es denn ein weiser Rath, den Seneca gibt, wenn er sagt:

Non hominibus tantum sed et rebus persona demenda est et reddenda facies sua.

30.

Entschuldigung.

Das Wort erklärt sich selbst als Entlastung von Schuld und Vorwurf durch Leugnung oder Verkleinerung.

Was wird entschuldigt? Einzelne Handlungen, sittliche Fehler, Nachlässigkeit jeder Art, Unvorsichtigkeit, Uebersehen, Versäumniß.

Wer? der Angeschuldigte selbst oder auch ein Anderer.

Warum? um der Ahndung zu entgehen.

Wie? bald durch Angabe des wahren Thatbestandes und Sachverhältnisses, bald auch durch Lüge oder Beschönigung. Letztere besonders durch Supposition ganz oder halbwahrer Motive; daher die Redensarten: ja ich konnte nicht wissen — ich vermu-

thele — ich hatte die beste Absicht dabei; ich habe vergessen u. dgl.

Gegen wen? Gegen die Beschädigten, Gekränkten, gegen Vorgesetzte, gegen jeden der ahnden kann, auch gegen Nichtbetheiligte, um ihre Ansicht zu berichtigen.

Wie steht es aber um die Annahme der Entschuldigung? — Diese hängt ab theils von dem Gewichte der Gründe, theils von der Geltung dessen, der sich entschuldigt, theils von der Gesinnung gegen ihn, theils auch von der Art, wie er die Entschuldigung vorbringt.

Man entschuldigt oft nicht sich, sondern einen Andern, bald aus Neigung und Liebe zu ihm, bald aus Ueberzeugung, bald aus Humanität, aber wohl auch aus besondern Absichten und Rücksichten.

Doch die häufigsten und bedeutendsten Entschuldigungen sind die, welche man im Stillen für sich selbst bei sich selbst vorbringt. Zwei Parteien treten in unserm Bewußtsein einander gegenüber, die eine klagt an, die andere vertheidigt, wie vor einem Gerichtshofe. — Wie verfährt der Ankläger? Gewöhnlich nicht nach der Beschaffenheit des Factums selbst und seiner moralischen Bedeutung, sondern nach der Erheblichkeit der Folgen; also sehr mild und schonend, wo diese unbedeutend, aber ernst und streng, wo sie schwerer und nachtheiliger sind. — Und wie der Defensor? O der ist erfinderisch, auch wenn er sonst wenig Scharfsinn besitzt; es fehlt ihm nicht leicht an Gründen und Ausflüchten. Ein gewöhnlicher Kunstgriff, den er oft mit Erfolg anwendet, ist der, daß er den Kläger gar nicht zu Wort kommen läßt. Er gibt den Gedanken eine andere Richtung und lenkt sie von dem bedenklichen Punkte seitwärts. — Das Mittel thut lange gut, früher aber oder später kommt jener doch zur Rede und wird dann zugleich zum Zeugen und Richter.

Es ist traurig, daß so vieles im Leben der Entschuldigung bedarf. Du aber halte es damit so:

daß du selten und nichts Schweres zu entschuldigen habest, und wo es doch nicht umgangen werden kann, die Wahrheit bekennst; besonders unnachsichtig gegen dich selbst bist.

Schöllhorn.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bomhard, Christian <<von>>,

Dreißig Themata zu Aufsätzen für die höheren Unterrichtsanstalten

Nördlingen 1862

L.germ. 31 ed
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583456-6